

**Daß alle Welt  
von Jesus  
spricht**

**Kurzgeschichten**

**\***

**Winrich Scheffbuch**





**hänssler**



WINRICH SCHEFFBUCH

Daß  
alle Welt  
von Jesus  
spricht

Kurzgeschichten

Winrich Scheffbuch ist Pfarrer der Ludwig-Hofacker-Gemeinde in Stuttgart, außerdem Geschäftsführer bei HILFE FÜR BRÜDER und Christliche Fachkräfte International (CFI).

3. Auflage 1997

TELOS-Taschenbuch Nr. 7617

Bestell-Nr. 77.617

© Copyright 1993 by Hänssler-Verlag, Neuhausen-Stuttgart

Umschlagfoto: »Hilfe für Brüder«, Stuttgart

Umschlaggestaltung: Daniel Dolmetsch

Satz: AbSatz Ewert-Mohr, Klein Nordende

Printed in Germany

## Inhalt

Kranke, denen niemand mehr helfen kann .....	7
Hunger in Äthiopien .....	8
Stärker als die zerstörerischen Mächte .....	12
Zwischen Terror und Drogenmafia .....	15
Tragen Gottes Engel auch Militäruniform? .....	19
Revolution der Herzen .....	21
In einer afrikanischen Slumhütte .....	25
Mut zur kleinen Zahl .....	27
Mit Frustrationen leben .....	29
»Wir haben keine Angst!« .....	32
Ein Blinder sieht klar .....	36
Vom Hinduismus ausgestoßen .....	37
Im Schlafraum zusammengepfercht .....	41
Schaffen ist gesund! .....	42
Klassische Musik mitten im Chaos .....	45
Auf das Leiden vorbereiten .....	47
Die Stafette geht weiter .....	52
Stehlen auf »afrikanisch« .....	56
Bedrängt und oft auch vergessen .....	59

Im Schatten Buddhas .....	62
23 Jahre im chinesischen Straflager isoliert .....	66
Begrabene Kriegsäxte und Speere .....	70
Wann entstand das Lied wirklich? .....	74
Nur kein Strohfeuer! .....	76
»Mir macht es Spaß zu töten!« .....	81
Wie kommen das Huhn und ein Jackett in die Opferbüchse? .....	84
Hinter dem Bambusvorhang .....	86
Auf Fragen muß man doch antworten .....	89
Nichts unmöglich .....	91
Darf man lügen? .....	93



## Kranke, denen niemand mehr helfen kann

Fast täglich operierte der Arzt an einem anderen Ort Ostafrikas. Mit dem Missionsflugzeug konnten die Dörfer viel leichter erreicht werden. Hunderte von Patienten erwarteten ihn schon.

In den primitiven Baracken der Kranken fehlte es an fast allem. Der erfahrene Arzt war das Operieren unter Lampen gewohnt, die man von Autos ausgebaut hatte.

Ganz gleich, wie lang die Schlange der Wartenden war, jeden Morgen nahm sich der Arzt die Zeit für eine Ansprache an die Kranken. Er las einen Abschnitt aus der Bibel. Dann sprach er darüber, praktisch und verständlich. Und dann betete er. Erst danach nahm er die Arbeit auf.

Es war am Ende eines langen Tages. Der Arzt war müde. Man brachte ihn im Jeep zum Flugzeug, das vor dem Dorf auf der Landepiste stand.

Plötzlich ließ der Arzt unterwegs den Wagen stoppen. Er ging auf einige Afrikaner zu, die am Straßenrand wanderten. Es waren Blinde, die am Morgen auch unter den Wartenden gesessen hatten. Der Arzt aber konnte ihnen nicht mehr helfen. Zu weit war die Krankheit fortgeschritten. Es war zu spät.

Jetzt aber mußte er sie nochmals sprechen. Er ging auf sie zu und sprach von — Jesus. Er ist das Licht, das auch ihre Dunkelheit hell macht. Dann betete er mit ihnen und segnete sie.

Noch im Flugzeug schaute er hinunter auf die lange Straße, auf der die Blinden in den Busch weiterzogen. »Ohne Evangelium könnte ich meinen Dienst nicht tun«, sagte er zu seinem Begleiter. »Bei Jesus gibt es keine hoffnungslosen Fälle. Wie arm wären wir ohne diese Botschaft!«

## Hunger in Äthiopien

»Ein Missionsarzt aus Äthiopien will uns am Sonntag besuchen!«

Meine Frau berichtete von einem Telefonanruf in unserem Pfarramt in der Stuttgarter Innenstadt. Ich freute mich auf die Begegnung. Doch was der 43jährige schwäbische Arzt da erzählte, war unglaublich.

Es war mitten im Sommer 1973. Eine Hungersnot von nie gekanntem Ausmaß stand dem ostafrikanischen Land bevor. Mehr als eine halbe Million Menschen waren allein in den vier Provinzen des Nordens Äthiopiens vom Tod bedroht. Selbst wenn noch im Juni die Regenzeit eingesetzt hätte, würde es weitere sechs Monate dauern, bis wieder neues Getreide zur Verfügung stand. Doch der Regen blieb aus. Die junge Saat verdorrte auf den Feldern. Etwa eine Million Menschen, die vorher schon erbärmlich gelebt hatten, hungerten. Es fehlte an allem. Zudem wird es nachts bitterkalt dort auf den Bergen in 2000 m Höhe.

Damals setzte eine gewaltige Hilfsaktion ein. Flugzeuge aus aller Welt brachten schließlich Hilfe, als die

schrecklichen Bilder hungernder Kinder um die Welt gingen. Ein Strom wandelnder Skelette schleppte sich nach Süden. Kinder waren so schwach, daß sie nicht mehr ihren Kopf aufrecht halten konnten. »Wir werden alle vor Hunger sterben!« sagten die Eltern mit matter Stimme. Man sprach von der größten Hungersnot seit Menschengedenken.

Und doch sollte sich dieses Elend immer wieder fortsetzen. Bürgerkriege und Korruption verschärften die Not. Der äthiopische Kaiser wurde in einer blutigen Revolution abgesetzt und umgebracht. Doch auch die neue Militärregierung konnte Not und Elend nicht wenden, sondern brachte zusätzlich unendliches Leid über die geplagte und heimgesuchte Bevölkerung Äthiopiens.

Damals hörte ich zum erstenmal von der evangelischen Kale-Heywet-Kirche. Der Name bedeutet: Wort des Lebens, Stimme des Evangeliums. Der mutige Arzt, der die gewaltige Hilfsaktion angestoßen hatte, stammte vom Neckar und arbeitete in der Missionsstation Boru Meda nördlich der Provinzhauptstadt Dessie. In einem Gebiet fast doppelt so groß wie die Schweiz betreute er mit neun anderen Ärzten etwa 3 Millionen Menschen im Missionshospital in der Stadt Dessie, von wo aus die ersten Hilfsmaßnahmen eingeleitet wurden.

Häufig sind es Missionen, die in den Brennpunkten des Elends und der Not ganz vorne stehen. Oft weiß man daheim überhaupt nichts von ihnen. Sie machen auch kein großes Geschrei um ihre Hilfe.

Wir können doch die da draußen nicht allein lassen! Die Gemeinde hat den Ruf verstanden und die Kontakte verstärkt. Das hat später unter vielem anderen das Entstehen der Aktion *Hilfe für Brüder* beschleunigt.

Ein Freund, der lange als Missionar in Äthiopien gearbeitet hatte, riet mir: »Du mußt dir das einmal ansehen!«

Das war ein guter Rat. Wenige Wochen später erlebte ich dort in Äthiopien unvergeßliche Eindrücke. Ich kam aus dem Staunen nicht heraus.

Schon in der Hauptstadt übertrifft der Kirchenbesuch alle Erwartungen. Mehrfach müssen sonntags Gottesdienste angesetzt werden. Die Kirchen können die Besucher nicht fassen. Sie sitzen dicht an dicht auf den Bänken oder drängen sich draußen in den Gängen. Die Fenster nach außen sind geöffnet. Auch dort sind die Bänke dicht besetzt. Gut die Hälfte der Teilnehmer sind junge Menschen.

Die meisten der 2 500 Gemeinden liegen weit verstreut in dem riesigen Land. Mich hat in Äthiopien immer das starke und aktive Gemeindeleben tief beeindruckt. Vorbedingung der Zulassung zur Taufe bildet das eigene Glaubenszeugnis, eine wenigstens mehrmonatige gründliche Schulung im Wort Gottes und eine Prüfung durch auswärtige Gemeindeälteste.

»Wenn jemand bei uns zum Glauben kommt, wird er noch am selben Tag ein Evangelist«, erzählt mir ein Pfarrer dieser Kirche. Das Weitersagen des Evangeliums von Mensch zu Mensch macht diese Kirche so lebendig und ist der Grund ihres starken Wachstums.

Große Mühe verwendet man für die biblische Unterweisung. Allein 64 Bibelschulen wurden damals unter primitivsten Umständen im Busch unterhalten. In dreijährigen Kursen bildeten sie 3 500 junge Leute zur Evangelisation und zum Gemeindedienst aus. Sie werden von den meist armen Gemeinden finanziell getragen. Einige

von ihnen werden auch zu den Volksstämmen Äthiopiens gesandt, wo bisher das Evangelium noch nicht gepredigt wurde.

Aufwendige Kirchengebäude kennt diese evangelikal geprägte Kirche nicht. Um Verwechslungen mit den orthodoxen Kirchengebäuden zu vermeiden, nennen sie ihre Gottesdiensträume schlicht Bethäuser. Sie sind meist nur aus Holz, Gras und Lehm erbaut, darüber Wellblech. Die Kirchen sind überfüllt. Oft können die schlichten Kirchenbauten die vielen Gläubigen nicht fassen. Es gibt keine Kirchtürme und Orgeln, keine Liturgie und keine Talare. Nicht nur die schweren Hungerkatastrophen, sondern auch die brutale Christenverfolgung durch das marxistische Militärregime haben einen Hunger nach Gottes Wort geweckt, der gewaltig ist.

Der Präsident der bei uns meist besser bekannten lutherischen Mekane-Yesus-Kirche, Ato Emmanuel Abraham, sagte auf dem Höhepunkt der schweren Leiden, wie diese Schwierigkeiten die Ausbreitung des Evangeliums sehr gefördert hätten. Mitchristen seien kühner geworden, »ohne Furcht das Evangelium zu predigen«.

Schon im Jahr 1972 wies dieselbe äthiopische Kirche auf das große Wachsen der Gemeinden in ihrem Land hin: »Wir wollen Jesus verkündigen, weil unser Volk nach ihm hungert.«

Jeder weiß, wie wichtig Brot ist. Ohne Brot kommen wir um und verhungern elend. Mir ist niemand bekannt, der je bestritten hätte, daß Brot zum Leben bitter nötig ist. Aber ist bei uns in den satten Ländern auch noch bekannt, daß Brot allein nicht genügen kann? Erst wenn wir diesen lebendigen Christen begegnen, merken wir, wie arm wir in unserem Überfluß geworden sind.

## Stärker als die zerstörerischen Mächte

Eine geheimnisvolle Insel ist Borneo bis in unsere Tage hinein geblieben. Mit 750 000 Quadratkilometern und ihren rund acht Millionen Einwohnern teilt sie sich auf drei Staaten auf: Der südliche Teil Kalimantan gehört zu Indonesien, der nördliche Teil, Sabah und Sarawak, zu Malaysia, mit Ausnahme des winzigen 250 000-Einwohner-Sultanats Brunei, das einst der ganzen Insel ihren Namen gab.

Nur noch wenige Missionare aus dem Ausland werden heute benötigt. Längst sind einheimische Mitarbeiter an ihre Stelle getreten.

Doch da ist ein Missionar, den ich besuchen will. Als mir die Leute sein Haus zeigen, kann ich es kaum glauben. Ein ganz steiler Hügel, mitten in der Stadt. Etwa 100 Stufen führen da hinauf.

»Ein merkwürdiger Platz für einen Missionar«, sage ich zur Begrüßung. »Warum wohnen Sie ausgerechnet da oben?«

»Das war der billigste Bauplatz in der ganzen Stadt. Niemand dachte, daß ich da oben ein Haus bauen werde, weil das früher einmal ein Friedhof war. Hier fürchten jetzt diese Menschen die Ahnengeister.«

Wie ich da oben stand und über die Stadt blicke, denke ich darüber nach, wie das auf diese Menschen wirken muß. Das ist eine dauernde Mahnung, wie sicher und gut

man unter dem Schutz Jesu ruht. »Fürchte dich nicht! Niemand kann dich aus seiner Hand reißen.«

Nachts werden wir durch heulende Sirenen aufgeschreckt. Der Himmel ist hell erleuchtet. Ein ganzer Stadtteil brennt. Von unserem Berg aus kann man genau sehen, wie das Feuer immer mehr Häuser ergreift. Wir stehen oben und können nichts tun. Wie furchtbar ist das für diese Menschen, die jetzt ihr wenig Hab und Gut verlieren!

Unten auf der Straße rennen schreiend Menschen. Autos und Motorräder rattern durch die Nacht. Von überall her kommen Helfer, um zu retten, was noch zu retten ist.

Als der Morgen tagt, ist die Feuersbrunst gestoppt. Unendliches Leid kam über diese Stadt.

Auch die Geschichte der Christen auf Borneo begann mit brutaler Zerstörung. Im Jahr 1859 wurden alle Missionsstationen von aufständischen Moslems niedergebrannt. Grausam wurden mehrere deutsche Missionare mit Frauen und Kindern ermordet.

Schon 1830 hatten deutsche Missionare unter den als Kopfjägern berüchtigten Dayaks die erste einheimische Kirche gegründet. Die Küsten der Insel waren fest in der Hand des Islam. Darum wandten sich die ersten Missionare den Bewohnern im Innern der Insel zu.

Die später auf Borneo arbeitenden amerikanischen Missionare meinten, man solle nur im Innern mit dem Bau von Gemeinden beginnen. Mit der Strömung der Flüsse würde bald auch das Evangelium seinen Weg in die Städte an der Küste finden.

Heute hat sich diese Strategie der Missionspioniere erfüllt. Sie selbst haben es nicht mehr erlebt, wie heute

immer mehr christliche Kirchen das Bild der durch einen Ölboom aufstrebenden Küstenstädte bestimmen. Zu Tausenden strömen junge Christen in die Schulen und Ausbildungsstätten an der Küste. Die armen Gemeinden im Landesinnern können ihnen kaum Schulgeld oder Unterkunft bezahlen. Der Islam dagegen zeigt sich nicht nur bei der Zimmersuche großzügig. Neben verdeckten Prämien für einen Übertritt stehen denen, die sich dem Islam zuwenden, die Türen der Geschäftswelt offen.

Trotzdem ist bei diesen jungen Christen ein Übertritt selten. Wenn man sie sonntags mit der Bibel unter dem Arm in ihren völlig überfüllten, provisorischen Kirchsälen sieht, merkt man schnell, daß materielle Anreize nicht die Bibel, Gottes Wort, ersetzen können.

Im Norden der Insel, in der malaiischen Provinz Sarawak, hat der Lun-Bawan Stamm in den unendlichen Wäldern die wohl wunderbarste Wandlung durchgemacht. Vor 60 Jahren war der ganze Volksstamm im Aussterben begriffen und bestand nur noch aus 4 000 Menschen. Schrecklich wütete die Trunksucht. Ganze Ortschaften waren davon betroffen. Die meisten Angehörigen des Stammes waren fast ein Drittel des Jahres betrunken. Wahllose Geschlechtsbeziehungen zerstörten Vertrauen und Gemeinschaft. Eltern kümmerten sich nicht um ihre Kinder. Felder wurden vernachlässigt. Böse Geister bestimmten das Leben. Die Ernte auf dem Feld wurde oft einfach den wilden Tieren überlassen, aus Furcht vor den bösen Geistern.

Dann kam das Evangelium durch Missionare in diesen isolierten und von der Regierung schon aufgegebenen Stamm. Die hoffnungslosen und resignierten Menschen entdeckten Jesus Christus. Er veränderte ihr Le-



ben umfassend. Sie wurden vom Alkohol frei. Sie bestellten ihre Felder. Die Kinder waren jetzt auf einmal gut versorgt. Niemand brauchte zu hungern.

Auffallend fröhlich waren diese Menschen. Und sie lebten eine ganz herzliche Gemeinschaft, wo einer für den andern sorgte. In den typischen Langhäusern, in denen oft Hunderte zusammenwohnen, herrschte ein anderer Geist. Die persönliche Erneuerung durch Gott bewirkte ein ganz neues Gefühl füreinander.

Die Nachbarstämme wunderten sich. Früher sagten die Chinesen: »Erst kommen wir, dann die Malaien, dann die Hunde und am Ende die Lun Bawan.« Heute sehen sie staunend, was aus diesen Menschen geworden ist. Sie sind völlig verändert, nicht nur einzelne, ein ganzes Volk hat neue Hoffnung und Zuversicht gefunden.

## Zwischen Terror und Drogenmafia

»Jede Nacht werden hier mehrere Menschen ermordet.«

Auf der Fahrt zum Bibelseminar in Medellin nennt mir der Fahrer im Auto einige Besonderheiten. Kolumbien, der Andenstaat im Norden Südamerikas, ist seit Jahren für seinen gnadenlosen Krieg gegen die Terroristen bekannt.

Wenige Tage vorher umstellte man bei Nacht das Haus des Vorsitzenden der evangelischen Kirchen von Freiheitskämpfern. Dann wurde ihm ein Unterstützungspakt überreicht, den er der Vollversammlung zur

Abstimmung vorlegen sollte. Darin wurde neben der Zahlung eines regelmäßigen Beitrags an die Guerillas die Einstellung aller negativen Äußerungen gegen die Freiheitskämpfer verlangt.

Diese Forderungen wurden dann einstimmig von den evangelischen Delegierten trotz des massiven Druckes abgelehnt. »Wir gehen allein den uns von der Bibel gewiesenen Weg und lassen uns von niemand unter Druck setzen!« entschieden die Gemeindeleiter und drückten damit ihr gestärktes Selbstbewußtsein aus. Weite Teile des Landes sind praktisch von den Guerillas kontrolliert.

Hier in der Millionenstadt Medellin herrscht aber auch das Drogenkartell der Mafia. Diese Menschen haben Angst vor Kriminalität, Gewalt und Ausbeutung. Ein Menschenleben ist nicht viel wert.

Katholische Theologen haben die Stadt zu einer Hochburg der Befreiungstheologie gemacht. Biblische Aussagen werden für die Armen und Entrechteten verändert und für den Befreiungskampf umgedeutet.

Hier etwas außerhalb der Stadt am Berghang ist in ganzer Stille ein evangelisches Bibelseminar entstanden. Viele verschiedene Kirchen und Gruppen entsenden ihre Studenten dorthin zum Studium.

Die Anfänge waren seltsam, wie es oft im Reich Gottes zuzugehen pflegt. Eine amerikanische Autorin eines Andachtsbuches sandte ihre Honorare zu der damals noch ganz kleinen Bibelschule in Medellin. Sie wußte nicht, daß man dort seit Tagen um Weisung betete und darauf wartete, ob man mit einer Ausweitung der Arbeit beginnen sollte. Das war das Startzeichen, das ermutigte.

Später haben sich dann Freundeskreise aus Deutschland kräftig am Ausbau beteiligt. Immer war Mangel an Plätzen in den Studentenwohnheimen, so groß war der Andrang.

Die evangelischen Gemeinden sind klein. Noch vor 40 Jahren, zwischen 1948 und 1952, wurden sie blutig verfolgt, 60 Kirchen niedergebrannt und 270 Schulen geschlossen. Heute erkennt man deutlich, daß diese schweren Tage damals ganz neue Hinwendung zum lebendigen Gott und zu seinem Wort brachten. Da regte sich neues Leben. Weniger als 2% der Bevölkerung rechnete man bis vor kurzem den evangelischen Gruppen zu. Der Einfluß in der Bevölkerung ist aber weit größer. Der Anteil der Evangelischen dürfte heute schon zwischen 7 und 8% liegen. Die Anziehungskraft der evangelischen Hauskreise liegt eindeutig in der Bibel. Selbst der Papst machte bei seinem Besuch den Katholiken Mut, doch das Bibellesen bei den evangelischen Mitbrüdern zu lernen.

Der Andrang junger Leute, sich als Pastoren oder Evangelisten ausbilden zu lassen, ist groß. So haben in Bogotá, der Hauptstadt Kolumbiens, 85% der Pastoren überhaupt keine Ausbildung für ihren Dienst erhalten.

Mit der Bibel in der Hand seinen Weg bestimmt und fest zu gehen, ist in Südamerika nicht leicht. Auf der einen Seite werben extreme Pfingstgruppen wie etwa die Pentecostal Unida, die das Alte Testament verwirft, um Einfluß. Auf der anderen Seite lockt ein hochdotiertes Stipendienprogramm des Weltkirchenrats gerade die besten Absolventen der Bibelschulen bewußt in solche theologischen Seminare, in denen die modische Befreiungstheologie gelehrt wird.

Nicht anders als in einer verbindlichen Rückbesinnung auf das biblische Wort können diese Menschen dort ihren Weg gehen. Sie müssen ihn in einer Zeit der politischen Umstürze und terroristischer Bedrohung finden.

Dr. Jaime Ortiz ist Leiter des Seminars und gleichzeitig Abgeordneter im Parlament. Im Alter von 17 Jahren kam er als traditioneller Katholik mitten in der schweren Verfolgung der evangelischen Kirchen mit einer Familie in näheren Kontakt. Er war von ihrer Liebe, die keine Rache kannte, merkwürdig berührt. Und er entdeckte Jesus Christus und lieferte sich ihm aus. Von Anfang an hatte er wegen dieser Entscheidung schwer zu leiden.

Was hat Gott aus dem Leben eines jungen Menschen gemacht! Im Parlament tritt Jaime Ortiz mutig auf und zeigt, wie durch das Evangelium das ganze Volk erneuert wird. »Gerechtigkeit erhöht ein Volk; aber die Sünde ist der Leute Verderben« (Spr 14,34). Erst wenn verantwortliche Politiker vor Gott wirklich umkehren und mit der Korruption und mit dem Unrecht brechen, kann dem Chaos gewehrt werden.

Südamerika besitzt viel Religion, fromme Sitten, ehrwürdige Traditionen und christliche Bräuche. Nötig aber sind neue Menschen, von Jesus gestaltete Charaktere, die ihre Mitmenschen und das öffentliche Leben prägen. Eine neue Gesellschaft kommt nicht vom Christentum, sondern allein durch Christus, der in Menschen wirkt.

Dies kann nur durch viele einzelne klare Glaubensentscheidungen geschehen. Eine persönliche Bekehrung ist nötig. Jeder ist allein gerufen und muß allein für sich selbst die Antwort auf den Ruf Jesu geben. Man darf

sich nicht hinter den anderen verstecken. Auch kann ein Neuanfang nicht ohne völligen Bruch und manche Feindschaft geschehen.

Es könnte noch viel mehr in unseren Tagen erfahren werden, wenn nur nicht die große Ernte Gottes durch das Fehlen von befähigten Mitarbeitern blockiert wäre!

## Tragen Gottes Engel auch Militäruniform?

Es geschah kürzlich in einem Land Asiens.

Die Hand der Militärregierung lag schwer auf dem Land. Terroristische Gruppen kämpften grausam und ohne Rücksicht auf die Bevölkerung. Fast täglich kam es zu Tumulten und gewaltsamen Zusammenstößen. Viele Tote waren zu beklagen. In unversöhnlichem Haß standen sich die Volksgruppen gegenüber. Hart griff das Militär durch. Sie verhafteten junge Leute und versuchten, von ihnen Geständnisse zu erpressen.

So kam auch ein junger Student eines evangelischen Bibelseminars in Haft. Die Gemeinde saß noch lange in der Nacht zusammen und betete.

Man wußte von den harten Verhören. Manche sprachen auch von grausamen Folterungen in der Einzelzelle. In den ersten 14 Tagen konnte niemand mit dem Gefangenen Verbindung aufnehmen.

Dann versuchte ein Rechtsanwalt, dem inhaftierten jungen Mann frische Unterwäsche und eine Bibel ins Gefängnis zu bringen. Die Wachhabenden ließen ihn

abblitzen. Zwar nahmen sie die Sachen in Empfang, aber der Gefangene bekam nichts. Sie legten es auf die Seite.

Spät in der Nacht sah im Gefängnis ein Offizier die Bibel. Er stutzte. Dann klopfte er an die Zellentür.

»Gehört Ihnen die Bibel?«

»Ja.«

Da wird ihm die Bibel hereingereicht.

Der junge Mann sitzt auf seiner Pritsche. Er ist überwältigt. Voll Glück schlägt er seine Bibel auf, die ihm so viel bedeutet. Gottes Liebe umgibt ihn auch in dieser schrecklichen Umgebung.

Die Freude dauert nur kurz. Dann nervt ihn wieder sein Körper. Sein Hals schmerzt, sein Mund ist geschwollen. Seit vielen Tagen hat er seine Zähne nicht mehr putzen können. Ihm ist übel. Die harten Verhöre und auch Schläge haben seine Gesundheit schwer mitgenommen.

Immer wieder in den letzten Stunden muß er an Schokolade denken. Er kann die Gedanken nicht verdrängen. Dann stellt er sich vor, welche Erquickung das jetzt wäre, nur ein kleines Stückchen Schokolade zu bekommen. Fast kommt es ihm zu albern, zu menschlich vor. Doch seinem Mund würde es jetzt guttun. Und so betet er mit ganz einfachen Worten: »Herr, du hast mir hier in dieser Hölle dein Wort gegeben. Wenn du willst, kannst du deinen Engel senden, der mir etwas Schokolade bringt.«

Wenig später klopft es wieder an der Zellentür. Es ist spät in der Nacht. Derselbe Offizier steht draußen und reicht nur wortlos ein Stück Schokolade durch das kleine Zellenfenster.

Nach 53 Tagen war der junge Mann frei. Sie hatten keine Schuld an ihm gefunden.

Wenige Tage später findet eine Begegnung statt, bei der sich die Christen der zerstrittenen Volksgruppen zur Versöhnung treffen. Ein Pastor erzählt, was der junge Mann aus seiner Gemeinde in der Haft erlebte.

Da steht hinten im Raum ein junger Mann auf: »Der Engel war ich!«

Es war der Offizier vom Gefängnis. Er gehörte zu den wenigen Christen in diesem Volk. Es sind kaum 0,1% der Bevölkerung. Zahlenmäßig ist das nicht viel. Selbst mitten in einem harten Regime kann aber dennoch der viel wirken, der Gott dient und ihm gehorcht und nicht den Menschen gefällig ist.

## Revolution der Herzen

Der Weg nach Biyo ist weit. 580 km südlich der äthiopischen Hauptstadt Addis Abeba liegt das Land der Gudschis. Kaum jemand wagte sich früher in ihr Stammesgebiet im schwer zugänglichen Bergland. Sie waren als wilde Räuber und brutale Mörder gefürchtet.

Der deutsche Missionar, der vor einigen Jahren dorthin vorstieß, ließ sich von einem gemieteten Hubschrauber in dieses unwegsame Gebiet fliegen. Er konnte nicht wissen, daß Gott seinen Besuch schon vorbereitet hatte. Jahrzehnte vorher hatte einer der heidnischen Stammesältesten prophetisch angekündigt: »Es wird eine Straße am Himmel sein. Ein Pferd, das kein Gras frißt, wird kommen und den Mann bringen, der das Wort der Wahrheit sagt. Dem sollt ihr glauben.«

Solche Hinweise sind immer wieder in der Mission vorgekommen. Menschen, die Gottes Wort noch nicht kannten, wurden auf ganz andere Weise von ihm erreicht und angesprochen. Als sie aber das geoffenbarte Wort Gottes gefunden hatten, brauchten sie sich nicht mehr an vage Visionen oder verschwommene Träume zu halten. Gottes geoffenbartes Wort ist verlässlicher als Träume und Visionen.

Die Gudschis sahen die Kondensstreifen am Himmel, die von den Flugzeugen herrührten, welche nach Nairobi flogen. Dann dachten sie an die vorausgesagte Straße am Himmel. Als der Hubschrauber landete, der kein Gras fraß, waren sie in großer Erwartung.

Um die Hungersnot zu bekämpfen, begann der Missionar das Programm »Brot für Arbeit«. Eine Straße durch die Berge wurde gebaut. Jeden Abend bekamen die Arbeitenden ihre Ration Weizen und Öl.

Hygiene kennt man dort nicht. Das Fladenbrot ist voll Schmutz und Sand. Dazu gibt es Bohnensuppe mit Trichinenfleisch. Zum Trinken reicht man Milch, die infiziert ist von Tuberkulose oder Kaffee, der mit verschmutztem Wasser aus dem nahen Tümpel hergestellt ist.

Die mit viel Mühe gebaute Straße wurde durch schwere Regengüsse beschädigt. Zuerst war der Boden durch die lange Trockenheit ausgedörrt und rissig. Dann unterspülten die endlosen Regenfälle und die zu Tal stürzenden Bergbäche den Weg. Als der Missionar mit einem Afrikaner in seinem Geländewagen eine vom Regen aufgeweichte Stelle passierte, stürzte der Wagen 80 m in die Tiefe und schlug gegen einen Baum. Der äthiopische Mitarbeiter war sofort tot, der Missionar schwer verletzt.



Der Zauberpriester triumphierte. Hatte sein Fluch gewirkt?

Das Evangelium von Jesus wurde stärker. Schon vor einigen Jahren zählte man 800 gläubige Christen, die sich taufen ließen. Weitere Wege wurden gebaut. Auf diesen tragen nun eben bekehrte Christen der Gudschi das Wort Gottes weiter zu ihren Stammesfreunden.

Das Evangelium von Jesus bewirkte eine völlige Veränderung der Menschen in diesem Gebiet. Entschlossen und voll Hoffnung kämpften sie gegen Hunger und Armut. Der Lebensstil der Menschen änderte sich. Sie entdeckten die Verantwortung, die Gott in ihre Hand legte.

Ganz ähnlich erlebten es landwirtschaftliche Entwicklungshelfer von *Christliche Fachkräfte International* in einem anderen Volksstamm im bergigen Süden Äthiopiens. Ihre Aufgabe war es, die steilen Berghänge aufzuforsten, die von der Erosion bedroht sind. Einst waren sie üppig mit Bäumen bewachsen, dann aber schon vor Jahren rücksichtslos abgeholzt worden. Der Anteil des Waldes ging von 40 % der Gesamtfläche auf 4 % zurück. Plötzlich auftretende Regengüsse schwemmten das fruchtbare Ackerland von den steilen Berghängen für immer weg.

Am schlimmsten leidet die Bevölkerung darunter, wenn es kein Holz mehr gibt. Wie soll man das Wasser hygienisch abkochen, wenn man kein Feuer mehr machen kann? Wenn keine Bäume mehr da sind, aus welchem Material sollen dann die Häuser errichtet werden?

»Es hat keinen Wert, wenn die Leute nicht überzeugt sind«, sagte der Entwicklungshelfer. »Sie müssen es selbst wollen!« In enger Zusammenarbeit mit den

evangelischen Gemeinden wurden Baumschulen angelegt. Die Dorfbewohner züchteten selbst die Setzlinge und pflanzten schließlich Millionen Bäume freiwillig, ohne daß jemand dafür bezahlt worden wäre.

Die Frau des Entwicklungshelfers, eine Agrarbiologin, sorgte sich um die schlechte Ernährung der Bevölkerung. Um die einseitige Ernährung auszugleichen, legte sie mit äthiopischen Frauen Gemüsegärten an und pflanzte solche Sorten, die nicht von Vögeln, Gazellen oder Stachelschweinen gefressen werden. Daneben wurde eine Viehzucht begonnen.

Das alles war nur möglich, weil zuerst Herzen bekehrt und verwandelt worden waren. Das aber hat tiefgreifende Auswirkungen auf die ganze Gesellschaft und die Umwelt. Auf den öden Bergen grünt und blüht es, weil von Gottes Geist bekehrte Menschen dort in seinem Auftrag wirken.

In den letzten Jahrzehnten haben gewaltige Revolutionen viele Staaten der Welt völlig umgekrempelt. Wurden aber wirklich die Verhältnisse verändert? Unermeßliches Leid haben solche Umwälzungen über Menschen und Völker gebracht. Immer gab es Menschen, die andere ausbeuteten, folterten, beraubten, beherrschten und entrechteten. Unrecht und Armut herrschen ungebrochen weiter, wenn das Böse im Herzen der Menschen nicht durch Gottes Vergebung überwunden wird. Nur durch Jesus werden Menschen neu. Aus eigener Kraft schafft niemand bessere Verhältnisse.

Darum müssen Christen der Welt von Jesus sagen. Er will und kann Menschen total verändern. Politische Parolen oder materielle Hilfe allein kann nicht genügen. Menschen müssen erfahren, wie Jesus aus Not und

Elend befreit und verwundete und verbitterte Menschen heilt. Allein eine solche Revolution der Herzen kann diese aus vielen Wunden blutende Welt verändern.

## In einer afrikanischen Slumhütte

Noch nie hatte ich dieses afrikanische Land vorher besucht. Unter Millionen Moslems machen die kleinen evangelischen Bibelgruppen in Senegal weniger als 0,1 % der Bevölkerung aus.

Es war schon spät, als wir uns auf dem Flughafen begrüßten. Meine Freunde wollten mir auf dem Weg in die Stadt jetzt noch mitten in der Nacht etwas zeigen.

Abseits der Straße quälte sich das Auto durch Schlaglöcher und Schlammfützen. Mitten in einem trostlosen Elendsquartier hielten wir vor einer niedrigen Lehmhütte.

Kinder starrten neugierig aus der Türe. Ein junger Mann, kaum 30 Jahre alt, den ich noch nie gesehen hatte, nahm mich herzlich in den Arm. Er wollte danken. Für was?

Ganz hinten in der Hütte hatte er seinen kostbaren Schatz in Tücher eingehüllt. Ganz behutsam legte er die Tücher zur Seite und zeigte mir alles.

Es waren einige christliche Bücher, meist billige Broschüren, viele Hefte und auch jene Verteiltraktate, die man bei Hausbesuchen weitergeben kann. Wie kostbar und wertvoll sind Bücher und Schriften in vielen Ländern Afrikas. Auch heute noch sind manchmal

Bibeln über Monate hinweg nicht zu bekommen. Die Umtauschkurse der Währungen machen viele Bücher, besonders in französischer und in manchen Landessprachen, fast unbezahlbar.

Es gibt heute trotz dieser großen Schwierigkeiten in der dritten Welt viele mutige Bibelboten. In den finsternen Jahren der Christenverfolgung in der Sowjetunion waren sie das Licht in der Nacht, das nicht verlöschen konnte.

Oft ziehen sie heute in Afrika und Asien tagelang durchs Land, nur um einigen von Jesus weiterzusagen. Es ist auffallend, daß man mehr solcher Bibelboten in den armen Ländern der Welt findet als in den reichen Ländern des Westens. Haben wir Wichtigeres zu tun? Wirklich? Oder genießen wir uns wegen Jesus?

Wir können viel von den Christen in der dritten Welt lernen. Am meisten von ihrer ausdauernden Arbeit in der Liebe.

Auf dem Weg nach Freetown, der Hauptstadt des westafrikanischen Staates Sierra Leone, muß man mit einer Fähre einen breiten Fluß überqueren. Über eine Stunde dauert das Übersetzen. Das alte Schiff liegt träge im Strom, vollbeladen mit Autos, Lastwagen und vielen Menschen.

Dort beobachtete ich einen dieser Bibelboten. Es war sehr heiß und feucht. Ich stand verschwitzt und müde an der Reling im Schatten, um etwas frischen Wind zu spüren. Er aber ging die ganze Zeit nur umher. Er drängte sich durch die dicht stehenden Gruppen von Menschen. Mit freundlichen Worten sprach er sie an. Nicht wenige reagierten ärgerlich. Die Hälfte der Bewohner in Sierra Leone sind Moslems. Viele machten sich lustig und

spotteten über ihn. Er ging einfach weiter und bot geduldig seine Schriften an.

Nur jeder zehnte Einwohner in Sierra Leone gehört zu einer christlichen Kirche, oft auch nur traditionell. Jesus hat eine besondere Verheißung auf diesen Dienst gelegt: »Wer nun mich bekennt vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater. Wer mich aber verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater« (Mt 10,32-33).

## Mut zur kleinen Zahl

Mitten in der afrikanischen Steppe steht das größte Kirchenmonster Afrikas. In Yamoussoukro, 200 km von der Stadt Abidjan an der Elfenbeinküste entfernt, hat der greise Staatspräsident eine Nachbildung des römischen Petersdoms bauen lassen, der als größter luftgekühlter Raum der Welt alle Rekorde bricht.

Das ist ein Ärgernis in einem Land, in dem viele Menschen nicht das Nötigste zum Leben haben.

Nicht weniger schlimm ist es, wenn manche triumphierend verkünden, bis in wenigen Jahren würden 50 % der Afrikaner Christen sein. Am Anfang unseres Jahrhunderts waren es nur 9 %. Doch darin liegt die gefährlichste Bedrohung. Ist das auch nur ein Prestigegebilde? Sind das nur Übertritte oder wirkliche Bekehrungen? Die Zahlen allein sagen noch nichts.

In fast allen Kirchen der dritten Welt fehlen Mitarbeiter. Viele Leute lassen sich taufen. Dann ist aber niemand da, der sich um das Wachstum kümmert.

Unvorstellbar groß ist der Pfarrermangel. Es fehlt an Geld. Die ausländischen Missionen haben zwar ihre weißen Missionare finanziert, oft aber viel zu wenig die Ausbildung der einheimischen Mitarbeiter gefördert.

Die wenigen Mitarbeiter sind völlig überlastet. Das rapide Wachstum raubt die letzte Kraft. Wen wundert es, wenn bald die innere geistliche Auszehrung folgt?

In dieses Vakuum dringen fremde Einflüsse. Abergläubische Riten und dämonische Bindungen werden wieder lebendig. Politische Ideologien setzen sich an die Stelle des Heils und verändern die Botschaft des Evangeliums.

Die Gemeinden sind für diese Auseinandersetzung schlecht gerüstet. Es gibt zu wenig Bücher und Schriften, die ihrem Denken angepaßt wären.

Wenn die gegenwärtigen Aufbrüche wirklich bleibende Frucht schaffen sollen, müssen wir mehr für die solide biblische Ausbildung einheimischer Mitarbeiter tun.

Nur wenige Kilometer von dieser Mammutkirche in Yamousoukro entfernt befindet sich das einzige evangelische Bibelseminar der Elfenbeinküste. Anders als in der katholischen Basilika geht es hier sehr eng zu, weil es an Lehrsälen und Studentenzimmern mangelt.

Früher stand an dieser Stelle einmal ein »heiliger Wald«, in dem im alten Geisterritus den Dämonen Opfer dargebracht wurden.

Heute bringen junge Afrikaner an dieser Stelle ganz andere Opfer. Sie weihen ihr Leben Jesus Christus als

Opfer und gehen wieder zurück in ihre alte, heidnische Umgebung. Sie dienen ihrem Herrn an der Elfenbeinküste, aber auch in Guinea, Mali, Niger, Benin, Togo, Kamerun, Gabun und der Zentralafrikanischen Republik.

Nicht große Dome, sondern Menschen werden da zum Tempel Gottes. Das Hören auf Gottes Wort wird verknüpft mit einer Lebensschule, in denen der Gehorsam und das Tun eingeübt werden.

Beim Wachsen geht es nämlich nicht in erster Linie um große Zahlen, sondern um das Festwerden im Glauben an Jesus Christus. Das geschieht durch das Hören des Wortes Gottes und das Fruchtbringen im gehorsamen Tun.

## Mit Frustrationen leben

Mein ceylonesischer Freund fuhr mich sicher durch das Verkehrsgewühl Colombos, der Hauptstadt Sri Lankas. Für mich war es das totale Chaos. Er aber erklärte geduldig, daß man in diesem Land sehr viel Rücksicht aufeinander nimmt. Keiner pocht auf sein Recht.

Tatsächlich, wir können viel von den freundlichen Asiaten lernen. »Was machen wir falsch in euren Augen?« frage ich ihn.

»Ihr Leute aus dem Westen erträgt keine Frustrationen. Darum müßt ihr immer Projekte planen und ausarbeiten. Ihr wollt Erfolge vorzeigen.«

Die Arbeit für Gott besteht aber meist nur aus Frustrationen. Da will man ermüdet aufgeben und meint,

man hätte vergeblich gearbeitet, und es wäre alles umsonst.

Da möchte man die Not der dritten Welt an der Wurzel bekämpfen. Was können wir aber angesichts von Ungerechtigkeit, Armut und Hunger tun? Verdampft nicht alle Hilfe wie der Tropfen auf dem heißen Stein? Ist nicht alles vergeblich? Wächst nicht das Elend viel schneller als die Hilfe, die nur hier und da ein paar Zeichen der Liebe setzen kann?

Da muß ich an den Brief einer Krankenschwester unseres Entwicklungsdienstes *Christliche Fachkräfte International* denken. Ich bewundere ihre Arbeit. Sie arbeitet in einem Camp mit weit über 10 000 Flüchtlingen aus Vietnam, Laos und Kambodscha. Die meisten wurden schiffbrüchig aus dem südchinesischen Meer gefischt.

Es ist tropisch heiß in den Lagerbaracken. Da ist es nicht leicht, die Kräfte richtig einzuteilen. Die Schwester arbeitet in der kleinen Klinik. Es fehlt an Medikamenten. Am schlimmsten sind aber die seelischen Verwundungen. Viele litten jahrelang in kommunistischen Straflagern und Gefängnissen.

Und nun schrieb sie: »Ich bin für diesen Dienst schlecht gerüstet. Oft bin ich traurig über meine eigene Schwäche und Kraftlosigkeit. Viel wollte ich tun und kann doch so wenig bei diesen Menschen erreichen. Da bleibt mein einziger Trost, daß Jesus mich hält und nicht losläßt.«

Dann schreibt sie weiter: »Für mich ist es wichtig, daß ein Freundeskreis von Betern hinter mir steht, denn ohne Gebet sind wir hilflos!«

Es ist normal bei den Christen in der dritten Welt, mit dem Rücken an der Wand zu stehen. Sie haben keine



Mittel mehr. Sie wissen nicht, was morgen kommt. Sie sind völlig alleingelassen.

In fast allen Staaten Afrikas geht es den Menschen schlechter als noch vor einigen Jahren. Die Wirtschaft liegt am Boden. Rivalitäten zwischen den Stämmen bedrohen die nationale Einheit. Korruption und Mißwirtschaft treiben in Armut und Elend.

Dennoch werden sie nicht mutlos. Sie rechnen mit Jesus, dem Herrn der Welt, der stärker ist als alle dunklen Mächte.

In den Gemeinden der dritten Welt wird durchweg viel mehr gebetet als bei uns. Das hat einen ganz einfachen Grund. Jeder erkennt auf Schritt und Tritt seine Ohnmacht. Menschenhilfe allein kann nichts ausrichten.

Das Beten macht die Christen in der dritten Welt nicht untätig. Sie helfen, wo sie nur können. Sie kümmern sich um Arme und Kranke, Ausgestoßene und Entmutigte. Und sie finden sich nicht mit Elend und Leid ab.

Das können sie nur, weil sie mit Jesus rechnen, ganz praktisch in all der Not. »Wer in mir bleibt«, sagt Jesus, »und ich in ihm, der bringt viel Frucht« (Joh 15,5). Die vielen großen Werke der Nächstenliebe, der Hilfe für Notleidende, erwachsen fast immer als reife Frucht aus dem Glauben. Doch wo der Glaube fehlt, erlahmt rasch das Werk der Liebe. Wollen wir es heute wirklich eigenmächtig mit unserer Kraft probieren?

Darum kann es in der Mission nie allein um Brot, Medizin oder Bildung gehen. Wir müssen die Gemeinden in der dritten Welt so stärken, daß aus dem Glauben heraus praktische Taten lebendigen Glaubens folgen können. Wo das Feuer des Glaubens brennt, wird auch

die Tat der Liebe verschwenderisch geübt. Es ist allein der Geist Jesu, der zu tätigem Dienst treibt.

Wenn Jesus uns sendet, dann ist unsere Arbeit nie vergeblich.

## »Wir haben keine Angst!«

»Diese beiden Gemeindeältesten werden in den nächsten Tagen verhaftet werden!«

Mein äthiopischer Freund stellte mir zwei Männer vor, die eben die Bibelschule im Süden Äthiopiens besuchten. Es war damals, als die schwere Hand der marxistischen Militärregierung auf dem Land lag.

Die beiden Männer kamen zum Bibelkurs zwei Tagereisen weit aus der Nachbarprovinz. Dort waren alle christlichen Aktivitäten völlig untersagt.

»Wenn sie zurückkommen, wird man sie zur Rede stellen und sie für Monate ins Gefängnis bringen.«

Sie wußten dies, als sie sich zum Kurs anmeldeten. Der Bibelunterricht aber war ihnen wichtiger als alle Drohungen der Machthaber.

Was sollte ich diesen beiden als Trost und Ermutigung mitgeben? »Laßt uns gemeinsam beten!« schlug ich vor. Das ist das Größte, daß Gott auch dort im Gefängnis seine Leute stärken und erquicken kann.

Mein Begleiter erzählte von zwei Bibelboten, die vor Tagen in einem anderen Ort gefangengenommen wurden. »Du ahnst nicht, wie die jetzt das Gefängnis zur Evangelisation umfunktionieren. Die singen von morgens

bis abends. Und dann erzählen sie den anderen Gefangenen von Jesus. Das hat Gott so gefügt. Sonst hätten die anderen Gefangenen das Evangelium nicht hören können.«

Ganz selbstverständlich und normal nahmen diese Christen auch die schwere Bedrängnis durch Unrecht und alle Schikane an. Sie fürchteten nicht um ihr Leben, sondern bekannten sich mutig zu Jesus.

In vielen Teilen der Welt werden heute Christen bedrängt und verfolgt. Meist sind es kleine und schwache Gemeinden. Das Evangelium von Jesus ärgert, erregt Widerspruch, Haß und Feindschaft. Es ist nicht anders geworden seit den Tagen der Kreuzigung Jesu. Wer ihm nachfolgen will, muß bereit sein, auch den Passionsweg zu gehen.

Es fällt auf, wie wenig bei uns über verfolgte und leidende Christen bekannt ist. Wissen wir nichts mehr von den schweren Nöten? Oder sind wir oberflächlicher geworden? Neulich erreichte mich ein Brief von Christen, die von radikalen Moslems mit Waffengewalt terrorisiert werden: »Bitte betet für uns! Mehr könnt ihr nicht mehr tun.« Die evangelischen Gemeinden Äthiopiens gaben in den schweren Jahren der Verfolgung dem Druck des marxistischen Militärregimes nicht nach. Trotz des Verbotes hielten sie weiter ihre großen Bibelkonferenzen mit bis zu 12 000 Teilnehmern über Tage hinweg ab.

Im Blatt der großen SIM-Mission wurde darüber berichtet: »Wenn Christus für uns starb, dann sind auch wir bereit, für ihn zu sterben!« So schrien Tausende von Frauen und Männern den Soldaten ins Gesicht, die ihre Bibelkonferenz auflösen wollten.

»Schießt uns nicht in den Rücken. Wir wollen sterben mit dem Gesicht euren Waffen zugewandt!« riefen

andere. Einige hatten auch Kinder bei sich. »Gott ist unsere Zuflucht, unsre einzige Waffe die Bibel!« Dabei schlangen sie die Bibel hoch über ihren Köpfen.

Das alles passierte nach einer Gebetsnacht. Am Abend vorher hatte die örtliche Verwaltung mitgeteilt, daß dieses Jahr die Bibelkonferenz nicht stattfinden könnte. Einige Leiter der Gemeinden wurden festgenommen. Lastwagen mit Soldaten kamen, um das Verbot durchzusetzen. Mit Einbruch der Dunkelheit verschwanden sie aber und sagten, sie wären am Morgen wieder zurück. Bis dahin gab es in dieser Gegend viel Christenverfolgung. Kirchen wurden geschlossen und Pastoren inhaftiert. Dennoch konnten die Christen ihre jährliche Konferenz abhalten.

»Wir sind treue Staatsbürger!« sagten sie zu den Offizieren. »Wir zahlen unsere Steuern, halten die Gesetze und wir schicken unsere Kinder zum Wehrdienst. Haben sie dafür ihr Leben geopfert? Soll das die Religionsfreiheit in unserem Land sein? Jedes Jahr haben wir dieses Treffen abgehalten und wir werden es auch jetzt nicht absagen.«

Nach der Gebetsnacht beschlossen die Christen, es waren inzwischen etwa 10 000 Menschen, nicht mit Predigten fortzufahren. Niemand sollte sie wegen einer politischen Schlagseite verdächtigen können. Deshalb erzählten ältere Christen von Glaubenserfahrungen in ihrem Leben. Manche berichteten von schwerem Leiden in den ersten Jahren, als das Evangelium zu ihnen kam. Zwischen diesen Zeugnissen wurden spontan Lieder gesungen.

In der Zwischenzeit waren die Regierungsleute und die Soldaten zurückgekommen. Als der Gouverneur merkte, daß auch Nichtchristen die Gläubigen in ihrem

Schrei nach Freiheit unterstützten, holte er Verstärkung. Im Gespräch mit anderen Offizieren machte er den Vorschlag, eine Granate in die Menge zu schleudern, um sie auseinanderzutreiben.

»Sie kennen Christen nicht!« sagten die anderen zu ihm. »Die sind bereit zu sterben, wenn man ihren Glauben antastet. Das Problem haben nicht wir mit den Christen, sondern Sie mit den Christen, weil Sie die Genehmigung für dieses Treffen nicht gaben.«

Nun wurde es für ihn schwierig. Er holte sich Rat bei einem höheren Regierungsvertreter im Bezirks-Hauptquartier. Zusammen fuhren sie dann zum Konferenzort, wo sie die Gläubigen kniend im Gebet vorfanden.

»Das ist ein Platz für den Gottesdienst!« teilten sie den Regierungsvertretern mit. »Wenn Sie hierbleiben wollen, müssen Sie auch niederknien.« Tatsächlich knieten sie nieder, allerdings nur kurz, um dann eine neue Strategie zu überlegen.

Wie die Christen so beteten und Zeugnis ihres Glaubens ablegten, erkannten plötzlich einige der Soldaten ihre Schuld. Der Geist Gottes bewirkte dies.

»O Herr, das alles ist unsere Schuld!« Einige der Militärs weinten. »Wir sind wieder zurückgefallen in alte Sünde und arbeiten gegen die Gemeinde. Vergib uns, Herr! Wir sind bereit, mit deinem Volk zu sterben, wenn es nötig ist.«

Nach vier Tagen beendeten die Christen ihr Treffen und beschlossen, zur nächsten Stadt zu gehen, um die Freilassung ihrer Leiter zu fordern. Als das der Gouverneur hörte, befahl er, sofort auf die Christen zu schießen. Aber nach dem, was die Soldaten auf der Konferenz erlebt hatten, weigerten sie sich zu schießen. Hastig ließ

der Gouverneur die Inhaftierten in ein weiter entferntes Gefängnis bringen.

Die verfolgte Gemeinde bekennt, daß sie einen größeren Schatz besitzt als Freiheit oder gar das eigene Leben. Für Jesus ist sie bereit, alles zu opfern und hinzugeben. Ein solches Bekenntnis wird weit gehört.

»Eure Entscheidung für Jesus kostet nichts!« Daran erinnerte mich ein junger Christ in Asien. Als er sich taufen ließ, wurde er von seinem Vater furchtbar geschlagen und aus der Familie ausgestoßen.

»Bei uns in der Gemeinde gibt es niemand, der nicht ähnliches erlitten hat«, berichtete er. Jetzt erst verstand ich, warum diese Christen unerschrocken, trotz aller Feindschaft um sie her, evangelisieren.

Nicht unser Mitleid brauchen diese Christen. Sie müssen aber wissen, daß sie von uns nicht alleingelassen werden. Darum brauchen sie unsere Fürbitte. Sie können uns wieder darauf hinweisen, daß ein Leben mit Jesus alles andere aufwiegt.

## Ein Blinder sieht klar

Es war im heißen afrikanischen Sahel. Mitten im Dürregebiet traf ich einheimische Gemeindeleiter. Wir sprachen über die schlimme Hungersnot.

Mir war ein blinder junger Mann aufgefallen. Als ich nach ihm fragte, erzählten sie mir seine Geschichte.

Er war erst 14 Jahre alt, als er plötzlich erblindete. Was sollte aus ihm werden? Freunde brachten ihn zu ei-

nem Blindenlehrer, der die Blindenschrift mit den Händen lesen konnte.

Wenig später wurde auch dieses Dorf in den brutalen Bürgerkrieg hineingerissen. Guerillas stürmten die Hütte und schossen ohne Grund den Blindenlehrer nieder. Der blinde Junge stand wieder ganz allein da.

Man brachte ihn zurück in sein moslemisches Heimatdorf. Er war aber völlig verändert. Sein Blindenlehrer war Christ gewesen. Er hatte ihm viel von Jesus erzählt. In den wenigen Wochen hatte er auch mit der Blindenschrift die Bibel lesen gelernt.

Immer mehr vertiefte er sich in dieses Buch. Er entdeckte, wie Gott in sein dunkles, schweres Schicksal hineinsprach. Es war nicht mehr alles sinnlos und leer. Er hatte Jesus gefunden und folgte ihm nach. Ihm vertraute er ganz. Das machte sein Leben hell. Überall, wo er nur konnte, erzählte er unter seinen Nachbarn und Freunden im Dorf von Jesus weiter.

Viele Moslems kamen durch diesen blinden Jungen zum Glauben. Heute ist er ein weitbekannter Evangelist. Wenn er von Dorf zu Dorf zieht, muß man ihn führen. Überall wird er gerne gehört, weil sein Wort eine besondere Tiefe hat. Vielen hat er schon zum erfüllten Leben mit Jesus geholfen.

## Vom Hinduismus ausgestoßen

Zwei Stunden schon dauerte das Gespräch. Der Leiter eines großen evangelikalen Hilfswerks in Indien besuch-

te in Deutschland kirchliche Einrichtungen. Mit Fachleuten sprach er über neue Hilfsprojekte für die Ärmsten in den Elendsvierteln der Großstädte.

»Was Sie in den Slums tun, ist vorbildlich«, sagten die deutschen Entwicklungsexperten beeindruckt. Sie kannten viele Gruppen in Indien. Und sie schätzten die bewährte Sozialarbeit mitten unter den Ärmsten, die spontane Hilfe. Mit einfachsten Mitteln leisteten sie Erstaunliches. Nur einen Einwand hatten sie. Am Ende des Gesprächs rückten sie damit heraus: »Warum müssen Sie immer evangelisieren? Merken Sie denn nicht, wie das die Hindus bis aufs Blut reizt? Damit provozieren Sie doch nur gewalttätige Aktionen gegen die Christen und schaden Ihrer guten Sozialarbeit.«

Ich war gespannt, was der Inder antworten würde. Er war noch jung. Seine Kleidung war ärmlich. Wegen seines bewußt einfachen Lebensstils hatte er, obwohl es Winter war, nur eine Decke um die Schulter gelegt. An den Füßen trug er Sandalen.

Kurz schaute er auf und sagte dann: »Offenbar kennen Sie Indien nicht. Ausgerechnet das Beste sollen wir den Ärmsten vorenthalten? Diese Kastenlosen in den Slums haben im Hinduismus keine Hoffnung mehr. Darum sind sie offen für das Evangelium.«

Dann erzählte er, wie er selbst viele Jahre als Evangelist in einem riesigen Großstadtslum in Neu-Delhi gearbeitet hatte. Ja, auch Steine wurden geworfen. Aber sie kamen immer von den Reichen, nie von den Armen. In ihrer ausweglosen Not fragten diese nach Gott.

Der Hinduismus hatte sie als Kastenlose schon lange ausgegrenzt. Sie galten dort nichts und hatten keine Hoffnung. Darum war das Evangelium von Jesus für sie



die Botschaft, die ihnen nicht vorenthalten werden durfte. Er liebt alle. Bei ihm sind alle Menschen wertvoll und wichtig. Darum hat er sein Leben für alle geopfert.

Sind wir reichen Christen im Westen wirklich so arm geworden?

Mission darf nicht in den Sog modischer Weltverbesserer hineinschlittern. Trügerisch ist die fixe Idee, man könnte mit Geld und ein paar guten Programmen die Welt aus ihrem Elend erlösen.

Auch in unseren ganz praktischen Taten der Hilfe für Notleidende muß Gottes Kraft zum Zug kommen und die Mächte der Finsternis überwinden. Ohne Jesus Christus sind alle noch so gutgemeinten Aktionen oberflächlich.

Wie gut, wenn uns die Armen aus der dritten Welt wieder daran erinnern, daß allein Jesus in der grauenhaften Not der Welt Verzweifelten neue und echte Hoffnung schenkt. Alle Hilfsaktionen müssen auf Jesus weisen. Sonst würde ihnen ja das Beste fehlen.

Kürzlich wurde ausgerechnet in einer indischen politischen Zeitschrift den Kirchen der Vorwurf gemacht, sie wollten nicht mehr evangelisieren.

Der das kritisierte, ist selbst kein Christ. Er steht aber an vorderster Front im Kampf um die Menschenrechte der 150 Millionen Kastenlosen in Indien. Er weiß, wie der Hinduismus für diese am Rand der Gesellschaft stehenden Menschen, die immerhin ein Fünftel der indischen Bevölkerung ausmachen, nichts an Hilfe anzubieten hat. Sogar der Zutritt zu den Hindutempeln ist diesen Menschen verwehrt.

In der Zeitschrift »Dalit Voice«, die sich mit den Nöten der über 150 Millionen »Unberührbaren« beschäftigt

tigt, beklagt der Herausgeber Rajshekar, daß neuerdings auch die Christen das Wichtigste ihres Glaubens verleugnen:

»Wir müssen leider feststellen, daß die christlichen Kirchen die Menschen nicht mehr bekehren wollen.«

Das ist richtig. Die meisten Christen haben eine Scheu, gerade bei den Ärmsten in den Slums das Evangelium von Jesus zu predigen.

Genügt es nicht, einfach wortlos zu helfen? Nein, weil sie als Kastenlose weder Würde noch Zukunft haben. »Hindus interessieren sich nicht für uns«, schreibt der indische Autor.

Alle Kastenlosen leben weit unter der Armutsgrenze und sind sozial geächtet. Schuld daran hat das hinduistische Kastensystem, heißt es dann in dem Artikel. »Wir sind die Opfer des Hinduismus!«

Es sei tragisch, wie die Kirchen sich heute national-indisch darstellten. Man passe sich an den Hinduismus an und wage nicht mehr, von der Notwendigkeit einer Bekehrung auch für Hindus zu reden.

Niemand habe sich um die Kastenlosen so verdient gemacht wie die christlichen Kirchen, besonders zur Zeit der alten Missionare. Der das schrieb ist, wenn auch Atheist, überzeugt von den positiven sozialen Folgen einer Bekehrung zu Jesus.

Wieviel mehr sollten Christen heute ohne Scheu andere zu Jesus einladen. Er bietet doch erst Leben in bester Qualität.

## Im Schlafraum zusammengepfercht

Obwohl es das einzige theologische Seminar in ganz Bangladesch ist, steht für Männer und Frauen jeweils nur ein Zimmer als Schlafraum zur Verfügung.

Mich bedrückte diese Enge. Die Matratzen lagen dicht beieinander. Es war kein Platz zum Gehen. Auch gab es keine Schränke. Wer würde sich bei uns unter diesen Bedingungen zum Pfarrer ausbilden lassen? Hier aber ist der Andrang so groß, daß viele Studenten nicht aufgenommen werden können.

Da erklärte mir der Leiter des Seminars, wie das primitive Leben für sie zur Ausbildung dazugehöre. Er wolle es nie missen.

Viel wichtiger als eine total verkopfte Universität sei eine geistliche Lebensschule. Bei knappem Essen in völlig beengten Räumen lerne man, Rücksicht zu nehmen, Verzicht zu leisten und – vergeben zu können.

Nicht im Hörsaal, sondern beim Spülen oder bei der Gartenarbeit hätten viele erst gelernt, ihren Glauben in das Leben umzusetzen. Und die vielen Millionen Moslems dieses Landes nehmen das Predigtwort erst ab, wenn sie jahrelang die Christen im Leben beobachtet hätten.

## Schaffen ist gesund!

Daß es im Büro von *Christliche Fachkräfte International* in Stuttgart manchmal gefährlich zugeht, das hat vor Jahren ein schwäbischer Rentner aus dem Filstal hautnah erlebt. Er wollte einige Fragen wegen seiner Tochter besprechen, die als Missionarin in Thailand arbeitete.

»Und was machen Sie?« fragte ich ihn. »Im Ruhestand hat man nie Zeit. Es gibt so viel zu tun. Daheim im Garten, bei der Frau im Geschäft und nicht zuletzt in der landeskirchlichen Gemeinschaft.« Mit 62 Jahren war er als Abteilungsleiter bei der Stadt Stuttgart in den Ruhestand getreten.

Ob er bereit sei, nach Afrika zu gehen, fragte ich ihn direkt. Er hinterließ uns ohne langes Überlegen seine Telefonnummer.

»Wenn Ihr mich braucht, dann dürft Ihr Euch gerne melden!« So ganz normal und alltäglich sehen oft Gottes Berufungen aus.

Als Diplom-Ingenieur für Bauwesen war er für den Bau von Studentenwohnheimen in Nairobi bestens geeignet. Aber viel sprach auch dagegen.

Was sollte die Ehefrau dazu sagen? Sie betrieb daheim ein großes Textilfachgeschäft. Sollte sie in wenigen Wochen einfach alles auflösen und aufgeben?

Dazu litt er selbst an einer unheilbaren, schweren Hautkrankheit. Kann man damit in die afrikanische Sonne?

»Wenn Gott ruft, muß man gehen!« sagte die Frau und löste ihr Fachgeschäft auf. Wenige Wochen später waren sie schon in Afrika. »Schaffen ist gesund!« sagt der Bauingenieur heute noch Jahre später, wenn man ihn auf seine Krankheit hin anspricht. »Mir geht es so gut wie noch nie. Auch das Klima bekommt mir bestens!«

»Wir müssen den Afrikanern helfen, daß sie in Afrika eine bessere Ausbildung erhalten können.« Das war für die beiden Senioren der Grund, warum sie noch im Alter diese Aufgabe übernommen haben.

In den vergangenen Jahren hat der Ruheständler zehn große Studentenwohnheime in Karen, einem Vorort von Nairobi, für das dortige Theologische Seminar gebaut. Studenten aus 11 afrikanischen Ländern lassen sich hier ausbilden. Immer wieder flog er mit seiner Frau hinaus, obwohl ihm mit den Jahren die Aufgabe immer schwerer fiel.

»Wir müssen in der dritten Welt mehr in gut ausgebildete Menschen investieren«, erklärt heute der Bauingenieur seine Aufgabe. »Afrika hat viele tüchtige Leute. Doch sie brauchen beste Ausbildungschancen vor Ort.« Dann erinnert er an die vielen Afrikaner, die nach einem Studium in Europa oder den USA nicht mehr heimkehren wollten, weil sie dem egoistischen und materialistischen westlichen Lebensstil verfallen waren.

Die Ausbildung in den Ländern der dritten Welt ist aber auch meist bedeutend besser. Obwohl sie oft nur in einfachen Hütten mit primitiven Lehrmethoden durchgeführt wird, erreicht sie häufig mehr.

Woran das liegt? Eben nicht am Geld, an äußeren Gegebenheiten. Entscheidend sind immer Menschen, nie Gebäude oder materielle Umstände. Neue Wege

wurden dort in der Ausbildung der Mitarbeiter beschränkt. Während bei unseren theologischen Ausbildungsstätten streng zwischen dem Glauben der Gemeinde und der Wissenschaft unterschieden wird, ist dies dort fremd. Es ist undenkbar, zwischen Lehre und Leben zu trennen.

Die wissenschaftliche Arbeit wird sehr wichtig genommen, aber darüber wird die geistliche Zurüstung nicht vergessen. Sorgsam achtet man darauf, daß die theologischen Seminare nicht zu »Wissenschaftsmühlen« verkommen, wo eine theologische »Elite« herangezogen wird. Nein, dort sollen eben auch junge Menschen geistlich »auftanken« können. In einem theologischen Seminar in Kolumbien, in Südamerika, wird täglich den Vorlesungen ein 1 1/2stündiges privates Bibelstudium mit anschließender Gebetsgemeinschaft vorgeordnet. Warum bei uns eigentlich nicht?

Selbstverständlich ist es, daß Dozenten gleichzeitig auch die Seelsorger ihrer Studenten sind. In vielen evangelikalen Seminaren sind die Dozenten gleichzeitig auch Gemeindepastoren. Die Studenten helfen von Anfang ihres Studiums an mit in der örtlichen Gemeinde. Fast jedes Wochenende werden evangelistische Einsätze unternommen. Das tut der wissenschaftlichen Arbeit keinen Abbruch, sondern belebt sie.

In dem evangelikalen Seminar in Yogyakarta in Indonesien bekommen die 260 Studenten am Ende ihres Studiums ihr Abschlußzeugnis nicht sofort ausgehändigt. Erst muß jeder einzelne Absolvent in einem bisher unerreichten Gebiet eine neue Gemeinde gründen.

Zu groß ist die Sorge, Pastoren könnten später ihren missionarischen Auftrag vergessen und sich allein im

Verwalten der bestehenden Gemeinden verlieren. Die Schulung dieser Mitarbeiter ist aber dringlicher denn je. Leicht lassen sich Missionsfreunde von überfüllten Kirchen und schnell wachsenden Gemeinden in der dritten Welt blenden. Dabei wird übersehen, daß alle diese Gemeinden von einer tödlichen Gefahr bedroht sind: Es fehlen gut ausgebildete Mitarbeiter, die junge Christen in den Fundamenten des Glaubens unterweisen und lebendige Gemeinden aufbauen. Hat man nicht die richtigen oder nur schlecht ausgebildete Leute, ist der Schaden oft größer als der Nutzen.

»Gute und befähigte Mitarbeiter fallen nicht vom Himmel«, heißt es in der Evangelischen Allianz Afrikas, »sie müssen gründlich biblisch gelehrt und unterwiesen werden.« Darum wollen auch viele Leiter evangelikaler Kirchen in der dritten Welt sie nicht länger dem Einfluß bibelkritischer Theologie oder radikalen politischen Ideologien überlassen. Sie wollen, wenn es sein muß unter großen Opfern, neue theologische Ausbildungsstätten gründen, in denen das Evangelium im Mittelpunkt steht und nicht allein der Intellekt trainiert wird, sondern christlicher Glaube ins Leben umgesetzt werden kann.

## Klassische Musik mitten im Chaos

Immer tiefer gleitet der Andenstaat Peru in den Abgrund. Eine schnell galoppierende Inflation mit 2 700 % in einem Jahr macht mit der damit verbundenen Wirtschaftskrise die Armen immer ärmer. Arbeitslosigkeit,

Dürre, Überschwemmungen, Erdbeben und terroristische Überfälle brachten Angst und Hoffnungslosigkeit über das ganze Land. Das hat aber auch bei vielen Menschen das Hören auf Gottes Wort erst möglich gemacht. Viele Kirchen sind überfüllt.

Auch ein Privatsender missioniert unaufdringlich auf seine Weise. Immer abends, wenn die andern Sender nur leichte Unterhaltung oder harte Rockmusik bringen, bietet er schöne klassische Musik.

Nach dem peruanischen Rundfunkgesetz darf ein christlicher Privatfunk nur in einem Drittel seiner Sendezeit verkündigen. Dann kann man über diesen Sender »Radio del Pacifico« klare evangelistische Verkündigung hören.

Täglich wird 17 1/2 Stunden Programm gemacht. Ein kleines Team unter Leitung eines Geschäftsmannes, der diese Aufgabe neben seinem Beruf wahrnimmt, erledigt diese Arbeit.

Die weite Ausstrahlung dieser Sendungen macht am besten ein dreister Terroristenüberfall deutlich. Am helllichten Tag drangen bewaffnete und maskierte Männer im geschäftigen Zentrum der Millionenstadt Lima in das oberste Stockwerk eines Bürohochhauses ein. Mit Waffen und Sprengladungen erzwangen sie in den dort eingerichteten Senderäumen des Senders »Radio del Pacifico« die Unterbrechung des Programms und die Ausstrahlung eines Aufrufs gegen die Regierung.

Besser hätten sie nicht die wachsende Bedeutung evangelikaler Missionssender unterstreichen können. Sie werden praktisch überall gehört. Die Güte der dort in Lima geleisteten Arbeit zeigt sich nicht zuletzt daran, daß der Missionssender sich durch eigene Spenden aus



dem Land selbst trägt. Nur die Umstellung auf neue Stereoeräte zur Verbesserung der Empfangsqualität wurde durch die Hilfe ausländischer Freunde möglich gemacht.

## Auf das Leiden vorbereiten

In N'Djamena, der vom Bürgerkrieg stark verwüsteten Hauptstadt des Tschad, sprechen nicht viele von den blutigen Kämpfen im Norden dieses riesigen Landes. Zu sehr sind die Menschen hier mit dem notdürftigen Leben in den zerbombten Ruinen beschäftigt. Und der Krieg ist fern. Nur die ganze Nacht hindurch hört man die schweren amerikanischen und französischen Transportflugzeuge, wenn sie beim Anflug ihre Schleife über der schlafenden Stadt drehen.

»So schlecht ist der Krieg nicht«, sagen kluge Afrikaner im Gespräch. Solange die Regierung des Landes Druck von außen bekommt, müssen die Stämme im Innern zusammenhalten. Zu viele kaum lösbare Probleme lasten auf dem zentralafrikanischen Land. Wenn der Druck von außen weicht, brechen die Spannungen zwischen den rivalisierenden Bevölkerungsgruppen auf. Mehr als 100 verschiedene Sprachen werden von den nur 4,5 Millionen Bewohnern gesprochen.

In den früheren Bürgerkriegen kam es zu blutigem Gemetzel und brutalen Hinrichtungen. Grausam wurden alte Rechnungen beglichen.

Ein in vielen Jahren bewährter Missionar der Tschad-Mission bringt mich weit ins südliche Landesinnere

nach Gogmi, wo er früher eine Gemeinde aufgebaut hatte.

Wir gehen durch eine Ruine. Das Haus wurde von Rebellen zerstört und niedergebrannt. Der Missionar erklärt in wehmütiger Erinnerung: »Da stand unser Tisch, da saßen wir immer beim Essen.«

Und dann hält er plötzlich inne. »Da stand das Bettchen mit meiner kleinen Tochter.« Auf einmal sind all die schrecklichen Erlebnisse wieder ganz lebendig.

Es war spät abends gewesen. Sie hörten laute Stimmen vor dem Haus. Es polterte an der Tür. Brauchte jemand Hilfe? Der Missionar öffnete die Tür. Sofort drangen wild und unheimlich aussehende Soldaten mit Maschinenpistolen in das kleine Haus. Es waren Terroristen, übermüdet und abgekämpft.

Sie wollten den verhaßten Missionar mitnehmen. Mit dem Gewehrkolben stießen sie ihn zum Haus hinaus. »Das ist das Ende!« dachte er, während sie ihn in sein Auto zwangen, um mit ihm loszufahren. Er konnte nur noch still zu Gott schreien.

Er sollte das Auto anlassen. Der Motor aber sprang nicht an. Mehrmals versuchte er es. Wütend schrieten die Soldaten auf ihn ein und drohten, ihn zu erschießen. Sie dachten, das sei nur ein Trick von ihm. Die Zündung aber funktionierte nicht.

Da machte der Anführer seine Drohung wahr und drückte ab. Doch kein Schuß löste sich. Er versuchte es noch einmal. Umsonst.

Fluchend zogen die Soldaten in die Nacht ab. Nach wenigen Augenblicken hörte der Missionar einen Schuß. Beim dritten Versuch ging die Waffe los. Gottes Güte hatte ihn wunderbar bewahrt.

Heiß brennt jetzt die Sonne über der Ruine des Missionshauses. Ich kann mir das, was sich damals im Bürgerkrieg in der Nacht abspielte, gut vorstellen.

Heute ist das Dorf Gogmi wieder streng moslemisch. Der Sultan kommt, um uns zu begrüßen. Er freut sich über den Besuch des Missionars. Die medizinische Arbeit der Ehefrau des Missionars bleibt unvergessen. Der heute dort tätige schwarze Krankenhelfer hat keine Medikamente zur Verfügung.

Es ist spät am Abend, als wir noch tief im Süden des riesigen Landes das »Centre Medical« in Koumra besuchen. Hier haben die amerikanischen Baptisten schon vor Jahrzehnten eine große medizinische Arbeit begonnen.

Wenig später sitzen wir dem Gründer, Dr. Dave Seymor, und seiner Frau Ruth gegenüber. Er kam als junger Arzt ins Land. Jetzt ist er schwer krank, fort jedoch will er nicht, obwohl die feuchte Hitze für seinen Zustand sehr gefährlich ist. Er lacht unbekümmert. Selten trifft man so fröhliche Christen.

Er ist stolz auf sein Lebenswerk. So berichtet er, wie die von ihm ausgebildeten Krankenhelfer mit seinem Zertifikat in anderen Krankenhäusern auch Operationen selbständig durchführen dürfen. Sein Hospital versorgt nicht nur täglich etwa 600 Patienten. Das Wichtigste ist ihm die Ausbildung einheimischer Mitarbeiter. Genauso dringt er aber darauf, daß in allem praktischen Dienst die Predigt des Evangeliums nicht vernachlässigt wird.

»Was bewegt Sie am meisten im Blick auf den Tschad?« frage ich Dr. Seymor.

»Die Verfolgung der Christen wird wiederkommen.« Das ist seine feste Überzeugung.

Damals im Jahr 1973 war es ausgerechnet ein ehemals

christlicher Präsident des Tschad, N'Garta Tombalabye, der das Land diktatorisch durch die uralten heidnischen Kultriten einigen wollte.

Zuerst mußten alle christlichen Namen aufgegeben und dafür afrikanische Namen angenommen werden. Yondo, die alten heidnischen Initiationsriten wurden angeordnet, um den Geisterglauben wiederzubeleben. Zu den heimlichen Weihen gehörten Folterungen, Tätowierung des Gesichts, grausame Mutproben wie das nackte Kriechen durch ein Termitennest, Scheinbeerdiungen. Das alles sollte die nationale Einheit des Landes stärken. So sagte es der Präsident. Der Druck war dort besonders groß, wo die Baptisten am stärksten waren. Manche meinten, es sei nur eine persönliche Rache des Präsidenten, weil seine Heimatgemeinde ihn vor Jahren wegen unchristlichen Verhaltens aus der Gemeinschaft ausgeschlossen habe.

Kinder christlicher Eltern wurden zwangsweise zu den Initiationsriten geholt. Ein Pastor, der seinen Sohn zurückhielt, wurde erschossen. Die Missionare wurden sofort ausgewiesen. Innerhalb von fünf Minuten mußten sie ihr Haus verlassen. Kirchen und Schulen im Süden wurden geschlossen.

Ein Evangelist, der gegen die heidnischen Bräuche sprach, wurde in eine Buschtrommel hineingezwängt. Drei Wochen litt er dort unsäglich, bis er endlich starb.

Ein einheimischer Pfarrer wurde in Fesseln gelegt, und ihm wurden alle seine Finger gebrochen. Viele andere wurden gefoltert oder umgebracht, einfach nur weil sie sich weigerten, Blut von Hühnern zu trinken, das den Dämonen geweiht war. Oder sie lehnten es ab, sich den Zaubersprachen zu unterwerfen. Eine ganze Reihe von

Christen wurde bei lebendigem Leib eingegraben. Nur der Kopf ragte dann heraus, wenn diese Menschen elend in der Hitze und von Insekten gequält litten. Nachbarn, die helfen wollten, sie wieder zu befreien, wurden mit dem gleichen Todesurteil bedroht. Zwei Jahre lang dauerte die blutige Verfolgung. Allein 130 Pfarrer sollen damals umgekommen sein, darunter das gesamte 13köpfige Leitungskomitee der Baptistenkirche unter dem Sara-Stamm.

»Wir müssen heute Christen für das Leiden rüsten!« sagt der alte Arzt, der einst als Amerikaner in Paris aufwuchs. In den Kirchen aber werde man heute immer freizügiger, klagt er. So würden die Katholiken die heidnischen Initiationsriten nicht gefährlich beurteilen, sondern sie als ein Stück kultureller Folklore akzeptieren. Auch manche Pfingstgemeinden würden diese Riten dulden, da es ihnen nur auf »Jesus im Herzen« ankomme. Das aber sei ganz unerträglich.

Die heute etwa 1 500 evangelischen Gemeinden verschiedener Gruppen sind in den letzten Jahren durch intensives Evangelisieren stark gewachsen. In der Gesamtbevölkerung stellen sie nur eine Minderheit von kaum mehr als 5 % dar. Viel weiter reicht jedoch ihr Einfluß. In diesen lebendigen Gemeinden arbeiten fast 90 % aktiv mit.

Ob die Erinnerung an die schweren Jahre der Verfolgung um des Evangeliums willen lebendig bleibt? Bis heute gehen die Bürgerkriegskämpfe weiter. Stark regt sich der islamische Machtanspruch. Immer wieder kam es zu Massakern. Kirchen und Kapellen wurden niedergebrannt. Gegenwärtig verhindern die staatlichen Präfekte ähnliche Kampagnen. Verborgener jedoch hält in

manchen Gegenden des Südens der Druck animistischer Religionen auf die Christen an. Auch der Einfluß der Moslems, die fast 50 % der Bevölkerung ausmachen, wird immer stärker. Wer heute ein aus Nigeria importiertes Auto kauft, findet schon an der Windschutzscheibe eine Plakette, die das wachsende Selbstbewußtsein der Moslems zum Ausdruck bringt: »Ich bin stolz darauf, ein Moslem zu sein!«

Damals waren die Gemeinden stark, wo sie auf äußere Sicherheiten und Schutz verzichteten und ganz allein auf Jesus Christus, den mächtigen Herrn, vertrauten. Dies ist eine dauernde Anfrage an die einflußreichen und von der Welt anerkannten Kirchen, ob sie selbst noch so treu bei Jesus und seinem verlässlichen Wort bleiben. Zwar leben wir in der Welt, aber wir dürfen uns der Welt nicht anpassen. Es soll auch nicht unsere größte Sorge sein, ob wir frei und nicht bedrängt in dieser Welt leben können, sondern daß unerschrocken und freimütig Jesus als der Christus öffentlich bekannt und sein Wort verkündigt wird. Nur so können bedrängte Christen die Welt überwinden. »Als die Sterbenden und siehe, wir leben« (2. Kor 6,9)!

## Die Stafette geht weiter

»Mädchen als Sklaven mißbraucht.«

Als ich zuerst davon las, konnte ich es kaum glauben. Je mehr ich bei Afrikakennern nachfragte, umso mehr bestätigte sich jedoch der Bericht. Noch heute verbergen

sich in Gebieten des westafrikanischen Ghana schreckliche Schicksale.

Mädchen ab acht Jahren, oft auch noch jünger, werden in magischen Fetisch-Schreinen lebenslang gefangen gehalten. Mit bis zu 60 anderen Frauen sind sie zusammengepfercht und werden von den Priestern im Geisterkult sexuell mißbraucht. Es gibt Familien, die die eigenen Töchter diesen furchtbaren Praktiken ausliefern. Sie wollen damit für ihre Schuld büßen oder Unglück von ihrem Haus fernhalten.

Diese Bräuche, in Ghana als »Trokosi« bekannt, findet man im Tongu-Bezirk und im südlichen Teil der Volta-Region. Man schätzt, daß in Ghana bis zu 15 000 solcher Fetisch-Bräute als Sklavinnen gehalten werden.

Viele dieser Ausgebeuteten sind in Bräuche und Riten eingezwängt und durch fortwährenden Hunger unterernährt. Sie dürfen – wie auch ihre Kinder – keine Schule besuchen.

Vor sechs Jahren machte sich in dem Ort Mafi Anfoe der junge Evangelist Evans Atiamoah auf, diese Frauen aus ihren dämonischen Bindungen herauszuführen und ihnen Freiheit zu schenken.

Einige Fetisch-Priester unterstützten ihn sogar. Helfer kamen hinzu. Das Team wuchs auf elf Mitarbeiter. Sieben Gemeinden wurden für die freigewordenen Mädchen und ihre Familien gegründet.

Da verunglückte Evans Atiamoah am 14. Dezember 1990 mit seinem Motorrad tödlich. Die Fetisch-Priester jubelten und behaupteten, sie hätten ihn mit ihrer schwarzen Magie getötet.

Bei der Beerdigung fragten viele Teilnehmer: »Warum?« Da traten Studenten des Maranatha-Bibel-Semi-

nars, wo auch einst Evans Atiamoah ausgebildet wurde, ans offene Grab und stellten die Frage anders: »Was müssen wir jetzt tun?«

Manche junge Menschen in der Trauerversammlung faßten dort den Entschluß, in dem schweren geistlichen Kampf ganz auf die Seite Jesu zu treten und notfalls auch für ihn das Leben zu opfern.

Es ist nicht wichtig, wie alt wir werden. Viel wichtiger ist, ob Gott uns in seiner Stafette gebrauchen kann, die das Evangelium wie eine Fackel durch die Welt trägt.

Immer wieder wollten die Pioniere der Mission gerade dort in Ghana schon in früheren Jahrhunderten solche Ketten von Stationen und Mitarbeitern aufbauen, um das Evangelium in die dunkelste Ecke Afrikas zu tragen. Darum sind heute einheimische Ausbildungsstätten so wichtig, die sich ganz der noch nicht vollendeten Aufgabe verschreiben. Die vielen Freunde in Deutschland, die einen wichtigen Teil dieser Häuser aufbauten, gehören mit in diese Kette.

1831 schrieb Philipp Henke im dänischen Kastell Christiansborg »in Eil« nur wenige Sätze auf einen Brief:

»Noch einmal mit schwerem Herzen Ade. Noch immer hoffe ich, Sie noch einmal im Land der Sterblichkeit zu sehen und wenn nicht, so entschlafe ich im festen Glauben, Sie zu schauen vor dem Thron des Lammes.«

Er war zwei Jahre zuvor an die westafrikanische Goldküste, wie man damals wegen seiner Goldvorkommen Ghana nannte, gesandt worden. Jetzt wurde es zum Todesland. Man nannte es auch das »Grab des weißen Mannes«.



11 Missionare der Herrnhuter Brüdergemeine und eine Frau wurden schon Mitte des 18. Jahrhunderts vom Fieber hingerafft. Dann wurde das ganze Unternehmen aufgegeben. Erst 60 Jahre später nahm die Basler Mission die Arbeit wieder auf. Nun war Henke der letzte von vier ausgesandten Basler Missionaren. Als seine drei mit ihm ausgereisten Missionare innerhalb von drei Wochen gestorben waren, schrieb Henke in einem Brief nach Hause: »...ich sehne mich nach nichts mehr als nach Brüdern!« Doch bevor diese Nachricht daheim ankam, war auch Henke tot. Er starb an Malaria. Niemand hat von seinem Sterben berichten können.

Daheim war schon die nächste Staffel bereitgestellt. Darunter war ein Arzt. Doch schon einen Monat nach der Ankunft war der Arzt gestorben. Drei Monate später der nächste. Auch der letzte lag schon im Sterben. Da wurde er von einem Afrikaner mit einheimischer Medizin behandelt und überlebte.

Bei den vielen Todesopfern erhoben sich in Basel Stimmen, die den Rat gaben, das gefährliche Gebiet mit seinem tödlichen Klima aufzugeben. Das Komitee gab nicht nach. Sie wußten um den Auftrag Gottes, dort das Evangelium zu verkünden.

Als wieder einmal neue Todesnachrichten in Basel eingingen, trat der Leiter vor die Studenten des Missionsseminars.

»Wer meldet sich freiwillig für die Goldküste?«  
Keine Hand erhob sich. Die Studenten saßen schweigend da.

Da fragte er anders: »Wer ist bereit, sich an die Goldküste senden zu lassen?«

Alle erhoben bereitwillig ihre Hand. Sie wollten sich

nicht selbstvermessen in ein Wagnis stürzen. Wenn aber Gott sie in diese Aufgabe senden würde, dann waren sie bereit, dafür auch ihr Leben hinzugeben.

## Stehlen auf »afrikanisch«

Ein deutscher Entwicklungshelfer wollte ganz schlau sein.

Mitten im Chaos des Bürgerkriegs plünderten die siegreichen Freiheitskämpfer die Hauptstadt. Und weil sie sonst nicht genug Beute fanden, stürmten sie auch die evangelische Oberschule. Sie feierten ihren Triumph und holten sich nun, was nur zu holen war: Stühle und Tische, Fenster und Schränke, Bücher, Kabel und Wasserleitungen. Mit brutaler Gewalt wurde herausgerissen, zerlegt und fortgeschleift. Es war schrecklich, das Werk der Zerstörung mitanzusehen.

Da kam dem deutschen Entwicklungshelfer die erleuchtende Idee. Ob er nicht hinübergehen sollte und mit einem Trick retten, was zu retten war? Also los!

Wenig später war er mitten unter den plündernden Horden. Niemand nahm besondere Notiz von ihm. Zum Glück war noch einiges da.

Er schleppte, so viel er tragen konnte, hinüber in sein Haus. Er hörte erst auf, als er wirklich nicht mehr konnte und die einst schmucke Schule eine häßliche Ruine war. Er war ganz glücklich, wenigstens einige Geräte und Einrichtungsgegenstände gerettet zu haben.

Doch es kam ganz anders. Wenige Tage später wurde nachts bei ihm eingebrochen. Nichts von seinem Beute-

gut blieb übrig. Der Trick, mit einem Diebstahl Gutes zu tun und Hab und Gut zu schützen, blieb töricht.

Ganz anders erging es einem Afrikaner. Der verblüffte mich in einem Gottesdienst in Zentralafrika. Am Anfang des Gottesdienstes berichtete er über mutmachende Glaubenserfahrungen. Er überraschte die Gemeinde mit der Nachricht: »Mein Fahrrad wurde gestohlen. Preist den Herrn!«

Alles schaute verdutzt den Mann an. Hatte er sich versprochen? Aber nein, er strahlte ganz glücklich.

Dann erklärte er allen, wie er bisher immer sonntags Dienst gehabt hatte. Sein Chef sagte ihm: »Du hast ein Fahrrad. Darum mußt du sonntags zum Dienst kommen!«

Aber jetzt, seit sein Fahrrad gestohlen sei, habe sein Chef Verständnis gehabt. Er brauche nur noch jeden zweiten Sonntag zum Dienst.

»Nun habe ich endlich viel Zeit zum Gottesdienst. Wie gut, daß mein Fahrrad gestohlen wurde!«

So natürlich und fröhlich können es nur Afrikaner ausdrücken, daß bei Gott alle Dinge, auch die schwersten Erlebnisse, zum Besten dienen.

Als Europäer tun wir uns da viel schwerer.

Mich hat ein junges Brautpaar allerdings beeindruckt. Beide waren Mitarbeiter des Entwicklungsdienstes *Christliche Fachkräfte International*. Der junge Agraringenieur arbeitete tief im Süden Äthiopiens in den unwegsamen Bergen in einem Aufforstungsprogramm als landwirtschaftlicher Berater. Dort richtete er das künftige Heim, eine einfache Hütte, mit Liebe und Sorgfalt ein. Seine Braut, eine Krankenschwester im Dienst einer afrikanischen Kirche, sollte sich hier richtig wohlfühlen können.

Beide trafen sich zur Hochzeit in der schwäbischen Heimat, voller Pläne für die gemeinsame Zukunft. Da erreichte uns in der Geschäftsstelle die Nachricht aus Äthiopien: »In den Revolutionswirren wurde das Haus von räuberischen Gruppen geplündert. Fast alles ist gestohlen.« Wir waren ratlos. Sollten wir es den glücklichen Brautleuten so kurz vor der Hochzeit sagen? Es hätte sie nur beschwert und das große Fest überschattet.

Bevor sie dann überglücklich ausreisten, mußten wir sie doch auf das vorbereiten, was da auf sie wartete. Ganz furchtbar muß es gewesen sein, als die beiden in ihrer völlig verwüsteten und leeren Hütte 500 km südlich der Hauptstadt Addis Abeba eintrafen.

Aber sie waren sehr tapfer und voll Mut. Sie fingen wieder an, hart zu arbeiten, obwohl sie wußten, daß die Diebe im Dorf und in der Nachbarschaft lebten.

Monate später gab es dann völlig unerwartet eine große Überraschung. Von allen Seiten kamen Frauen und Männer aus dem Dorf und brachten die damals gestohlenen Sachen zurück. Nichts fehlte. Sogar die Kamera funktionierte noch und war nicht beschädigt.

Was war geschehen? Der Häuptling des Stammes war durch das Evangelium von Jesus tief getroffen worden. Nun hatte er veranlaßt, daß dieses Unrecht von einst wiedergutmacht werden sollte.

Auch das kann man in Afrika erleben, wenn Gottes Geist in den Herzen von Menschen wirkt. Wenn man sich die große Not der Ausbeutung, Ungerechtigkeit und Korruption in Afrika vor Augen hält, dann ist solch eine geistliche Erneuerung die einzige Hoffnung. Nicht nur in Afrika, sondern auch bei uns in Europa.

## Bedrängt und oft auch vergessen

77 Jahre alt ist mein chinesischer Begleiter, der mich durch Peking führt. Er darf die Stadt nicht verlassen. Wöchentlich muß er sich bei der Polizei melden. Das ist die Auflage, seitdem er aus dem Straflager hoch im Norden Chinas entlassen wurde.

Ich möchte mehr hören von diesen schweren Tagen damals in der Kulturrevolution, als Kirchen zerstört und Christen in Massen weggeführt wurden.

Täglich mußten sie neun Stunden arbeiten. Das war extrem hart im kalten Winter bei Schnee und Eis.

Doch dann beginnen seine Augen zu leuchten, wenn er von den großen Ermutigungen Gottes spricht.

»In diesen Jahren stand immer der 27. Psalm vor mir. Und ich sagte mir alle die Abschnitte immer wieder laut vor:

Der Herr ist mein Licht und mein Heil;  
vor wem sollte ich mich fürchten?  
Der Herr ist meines Lebens Kraft;  
vor wem sollte mir grauen? (...)

Wenn sich auch ein Heer wider mich lagert,  
so fürchtet sich dennoch mein Herz nicht;  
wenn sich Krieg wider mich erhebt,  
so verlasse ich mich auf ihn.«

Ja, nach den Gottesdiensten daheim in seiner kleinen Wohnung hatte er Heimweh. Er suchte Menschen, mit denen er beten konnte. Aber er fand lange keine Gemeinschaft mit anderen Gläubigen. Das war eine Freude, als er endlich vier Katholiken entdeckte.

Über all die Jahre hinweg hatte er keine Bibel. Doch die früher einmal auswendig gelernten Worte und Verse wurden ihm ganz groß. Oft sang er das bekannte englische Lied von dem »old rugged cross« vor sich hin.

Er wollte dem »altrauen Kreuz« treu bleiben und dafür Schande und Hohn tragen. Er freut sich darauf, wenn das Leiden und der Kampf dieses Lebens zu Ende geht, dann wird sich das erfüllen:

»Einst erhalt ich dafür eine Kron!«

»Heute hat sich viel geändert in China«, erzählt er mir. Die Gemeinden weit draußen im Land schicken immer wieder ihre Leute in die Hauptstadt, wenn sie Bibeln brauchen. Doch die seit Jahren erlaubten Drucke reichen nicht aus.

Dort werden auch die Beerdigungen von Christen benützt, um das Evangelium von Jesus vor den Atheisten zu predigen.

Große Bedeutung hat die »Bibelschule in der Wüste«. Bis zu drei Monaten dauert sie. Immer wieder wechselt der Ort. Am besten eignet sich dafür die Zeit der Ernte. Dort kann man besser mit den Menschen reden. Sie sind auch unterwegs und oft noch in der Nacht auf den Feldern. Viel mehr Christen gibt es auf dem Land als in den Städten. Hilfreich sind Kassetten, mit denen biblische Auslegungen und Bibelkurse weiterverbreitet werden können.

In einem dieser Dorfseminare waren es vor fünf Jah-

ren nur fünf junge Frauen, die sich dieser Aufgabe widmeten. Heute sind es dort 100, die hauptamtlich andere im Glauben unterweisen.

Das Programm der Schulung zeigt zuerst Jesus auf, dann den Weg der Nachfolge. Am Ende rufen sie auf, auch im Leiden dem Herrn treu zu bleiben. Der kostbare Preis ist zu bezahlen. Es ist das Opfer des eigenen Lebens.

Eine Frau ließ ein Bibelwort auf den Grabstein ihres Mannes schreiben. Sie hat ihren Arbeitsplatz deswegen verloren. Wir sitzen einigen dieser Evangelistinnen gegenüber. Sie sind unter 30 Jahre alt. Eine junge Frau, kaum über 20, erzählt, daß sie jetzt schon viermal verhaftet wurde. Viele junge Menschen im Alter zwischen 15 und 20 Jahren kommen zum Glauben und lassen sich taufen. Erst nach fünf Jahren können diese Christen eine Bibel bekommen. Auch im Seminar fehlt es sehr an Büchern.

Mich bedrückt, wie diese bedrängten Christen bei uns oft vergessen werden. Sie machen keine großen Schlagzeilen und können nicht viel Aufseherregendes berichten. Und doch sind sie ganz besonders eng mit Jesus verbunden.

»Betet!« sagen sie immer wieder, wenn wir uns spät abends oder an einsamen Stellen treffen.

Am wichtigsten ist ihnen, daß die vielen Millionen Menschen in China mit dem Evangelium erreicht werden.

Betet für die Menschen, die erste Schritte im Glauben tun! In der Verfolgung hat sich die Zahl der Christen verzehnfacht. Jetzt ist wichtig, daß sie im Glauben gefestigt werden und im Leiden nicht nachgeben und müde werden.

Betet für die politischen Führer des Landes! Gott hat einst den persischen Kaiser Kyrus benützt, um Israel Hilfe zu schenken. Sie sind überzeugt, daß auch unter den hohen Politikern viele sind, die zu Gott gefunden haben. Sie können aber ihren Glauben nicht öffentlich bezeugen.

»Die ganze Macht der Hölle kann die Gemeinde Gottes nicht zerstören.« Beim Abschied sagte einer der Chinesen dies und drückte mir fest die Hand. Diese letzten Worte gehen mir nicht aus dem Kopf.

Einige Monate später kommen mit der Post Weihnachtsgrüße aus China. Ein bekannter chinesischer Wissenschaftler sendet Grüße an die Christen in Deutschland »im Namen Jesu«. Sein Vater war ein enger Vertrauter Maos in den ersten Jahren des chinesischen Bürgerkriegs gewesen. Und nun schreibt er mit Dank für manche Hilfe, die wir ihm in seinem Dienst an Menschen geben konnten: »Möge der Herr Jesus auch im neuen Jahr mit Euch sein mit seinem Schutz und Segen! Wir stehen auf Felsengrund.«

## Im Schatten Buddhas

Ebenezer reichte mir einige Fotos über den Tisch.

Auf der Pritsche eines Geländewagens lagen Männer mit schrecklich mißhandelten Körpern. Große offene Fleischwunden, zerbrochene Knochen.

Wenige Tage vorher hatte der Leiter des Hilfswerks der evangelischen Kirchen im Bürgerkriegsgebiet im



Osten Sri Lankas diese moslemischen Fischer ins Hospital gefahren.

Sie waren zwischen die Fronten der Tamilen und Singhalesen geraten. War es die Armee des Landes, die sie der Unterstützung der Terroristen verdächtigte? Oder waren es die Freiheitskämpfer der Tamil Tigers, die ihnen vorwarfen, Fische an die Armeesoldaten verkauft zu haben? Niemand wird es genau wissen, was los war.

Ebenezer will helfen. Er kümmert sich nicht um die Ziele der Kämpfenden. Auf seinem Wagen hat er eine blaue Fahne mit einem großen weißen Kreuz.

Wenn er in das Gebiet des Bürgerkriegs im Osten oder Norden des Landes fährt, weiß er nie, ob er wieder heil zurückkehren wird.

Ein Armeecoffizier stoppte ihn einmal: »Kamen Sie diese Straße?«

»Ja, warum?«

»Das ist nicht möglich! Wir haben einen Gürtel von Minen gelegt!«

»Und ich komme im Namen Gottes, um zu helfen«, sagte Ebenezer und fuhr weiter. »Es liegt allein in der Hand Gottes, was passiert. Ich habe keine Angst!«

Im Busch hat er in den letzten Jahren Hunderte von einfachsten Hütten errichtet. Einige Holzstämme werden aufgerichtet. Dazwischen kommt Lehm. Wichtig ist das stabile Fundament aus Zement. Die Termiten fressen sonst alles weg. Endlich haben Flüchtlinge wieder ein Dach über dem Kopf.

Dringend nötig wäre ein praktischer Bauhelfer, der ihn dabei unterstützen könnte. Man müßte die bereitwilligen einheimischen Arbeiter anleiten. Viel ist zu tun. Es

gibt aber so wenige, die sich in diese umkämpften Gebiete senden lassen. Auch eine Krankenschwester wäre unbedingt nötig. Die Menschen dort sind ganz alleingelassen. Es gibt kein Wasser und keinen Strom.

Sie verteilen Pakete. Darin sind Kleider für Männer und Frauen, Sarong und Sari. Etwas Seife, ein paar Lebensmittel. Das macht Mut und hilft zum Überleben.

Der Boden ist fruchtbar. Sie leiten an zum Landbau. Sie geben Samen ab und kaufen später die Früchte auf. Der alte Gedanke einer Genossenschaft bewährt sich auch hier. Die gesammelten Früchte können dann in der Hauptstadt Colombo verkauft werden.

Mit vielen Menschen sprach ich über diesen schweren Konflikt zwischen Singhalesen und Tamilen. Auch mit hohen Regierungsvertretern, die in schwer geschützten Gebäuden sitzen. Soldaten mit kugelsicheren Westen stehen am Eingang. Niemand weiß mehr, wie die Lösung für Sri Lanka aussehen könnte.

Der Buddhismus gibt sich kämpferisch. Die Mönche wollen den Tamilen kein Existenzrecht zugestehen, obwohl sie doch schon seit über 600 Jahren dort wohnen. Die Insel sei traditionell buddhistisch. So hieß es, als vor Jahren der schreckliche Bürgerkrieg ausbrach. Furchtbare Szenen spielten sich dann ab. Nachbarn, die Jahrzehnte friedlich nebeneinander wohnten, bekämpften sich plötzlich blutig. In den Flüssen schwammen Leichen.

Ausgerechnet wegen ihrer praktischen Hilfe sind christliche Gruppen angegriffen worden. Buddhisten nehmen ihnen dies besonders übel. Sie behaupten einfach, Christen wollten mit materieller Hilfe die Armen zum Christentum überreden. Die würden mit ausländischem Geld arme Menschen bestechen, regelrecht kau-

fen. Eine solche Mißdeutung ist leicht zu unterschreiben, auch wenn sie an den Haaren herbeigezogen ist.

Eine Gruppe von führenden Christen aus evangelischen Kirchen hat eine Entgegnung geschrieben: »Wenn wir richtige Christen in Sri Lanka sind, müssen wir beides gleichzeitig tun, den Armen und Notleidenden helfen und das Evangelium von Jesus Christus weitersagen.«

Einige niedergebrannte Kirchen deuten darauf hin, daß der Weg der Christen künftig auch hier durch das Martyrium gehen kann. Der anglikanische Pastor in der Kirche von Negombo spricht davon. »Rüstet euch! Es gilt, Jesus auch in schweren Tagen treu zu bleiben.«

»Wir wollen Diener sein, keine Herren«, schreiben die Vertreter aus Sri Lanka. »Unser Modell ist Jesus, der die Kranken heilte, die Hungernden speiste, die Trauernden tröstete und das Evangelium predigte. Wir helfen praktisch, wo wir Not sehen. Und wir predigen das Evangelium von Jesus, auch wenn wir dafür leiden müssen. Beides sind unaufgebbare Teile unseres Dienstes.«

Warum diese Unruhe? Gerade dort in den Lagern unter den Flüchtlingen des Bürgerkriegs fragen viele nach Gott. Erst kürzlich konnten 26 Buddhisten getauft werden. In dieser Religion kennt man keinen Gott, nur das Selbst des Menschen. Der Gedanke an einen Gott wird als letzte Ablenkung von dem eigenen Befreiungs- und Erlösungsweg des Menschen angesehen. Der Mensch soll sich in die Höhe schwingen und alles Göttliche weit hinter sich lassen.

Buddhas letzte Worte drücken dies aus: »Seid Lampen für euch selbst..., sucht eure Zuflucht nicht außer-

halb euer selbst... , erarbeitet mit Fleiß eure eigene Erlösung.«

»Woher nimmst du deine Kraft in dieser elenden Welt?« fragen die obdachlosen Flüchtlinge verzweifelt ihre Helfer. Dann können diese nur von Jesus erzählen. Er ist der Mann der Schmerzen, der das Leiden gefühlt und durchlitten hat. Er wurde von den Menschen verhöhnt und gefoltert. Er wußte aber in allem Leiden, daß der ewige Gott und Vater bei ihm ist.

Wir können uns nicht selbst erlösen. Oft erst unter den Angriffen militanter Buddhisten erkennen wir, wie befreiend und einzigartig das Evangelium von Jesus Christus in seiner ganzen Kraft und Größe ist. Jesus hat alles für uns vollbracht!

## 23 Jahre im chinesischen Straflager isoliert

Allein hätte ich die kleine Zwei-Zimmer-Wohnung in Shanghai wirklich nicht finden können.

Mein chinesischer Begleiter führte mich die enge Treppe im ärmlichen Hinterhaus hoch. Wir kamen schon zu spät, obwohl es noch früh am Sonntagmorgen war. Die kleine Wohnung war von Menschen überfüllt. Etwa 100 Personen drängten sich auf engstem Raum. Sie saßen auf Hockern, Betten und Tischen, selbst in der Küche und im Flur.

Als die Chinesen die fremde Langnase erkannten, schafften sie mir in der Mitte des Raumes Platz auf einem Schemel, eingekeilt zwischen Frauen und Män-

nern, aber auch erstaunlich vielen junge Menschen. Wie jeden Sonntag hielten sie hier einen der nicht genehmigten chinesischen Hausgottesdienste ab.

In der Ecke saß am Fenster ein alter Mann mit eingefallenen Wangen, fast zahnlos. Es war Wang Mingtao, von schwerem Leiden gezeichnet, fast 90jährig, einer der bekanntesten chinesischen Märtyrer.

Mehrere Stunden dauerte der Gottesdienst. Ich hatte keinen Übersetzer. So konnte ich nur die gespannt lauschenden Gesichter beobachten.

Fast jeder hatte seine Bibel mitgebracht. Sie schlugen die zitierten Bibelworte auf. Anderen, die offenbar keine Bibel besitzen, wird sie immer wieder gereicht, damit sie selbst sich überzeugen können.

Nachher konnte ich endlich Wang Mingtao, den müden und erschöpften Prediger, begrüßen. Trotz seiner Brille konnte er kaum etwas sehen. Durch Krankheit und Alter war er fast völlig erblindet.

»Gebt nicht nach! Schließt keine Kompromisse!« bezeugte er unaufhörlich am Anfang der kommunistischen Machtübernahme 1949. Eine Kirche, die der schwache Diener einer atheistischen Regierung geworden sei, habe ihre Funktion als Kirche Jesu Christi verloren.

In den Jahren der Gefangenschaft hatte er keine Bibel. »Man mußte alles in seinem Kopf haben!« erzählte er. Auch habe er oft furchtbare Verzweiflung durchlitten: »Doch Leiden braucht die Gemeinde Jesu, damit sie nicht verflacht!«

Auch jetzt will er sich nicht mit den wieder geöffneten staatlich anerkannten Kirchen zusammentun. »Ich weiß, es gibt viele gute evangelikale Pfarrer dort«, sagte er, »aber ich habe auch andre kennengelernt.«

Er erzählte von den Anfängen der kommunistisch gesteuerten Drei-Selbst-Bewegung Anfang der fünfziger Jahre, als die liberale Theologie dort vorherrschend war. »Wir wollen damit nichts zu tun haben!« betonte er mit fester Stimme und verwies dann auf die weite Ausbreitung der Hausgemeinden in den letzten Jahren: »Die Erweckung geschieht heute in den unabhängigen Hausgemeinden.«

Er freute sich über die Grüße aus Deutschland. Einmal habe er in seiner Gefangenschaft einen langen Brief von dort erhalten. Das habe ihn sehr getröstet.

Ob er ein Wort als Gruß für die Christen in Deutschland mitgeben könne? Über meine Frage beim Abschied dachte er kurz nach. Dann leuchtete sein Gesicht fröhlich auf: »Ja, Offenbarung 2. Ihr habt viel Arbeit und christliche Werke. Vergesst aber die erste Liebe zu Jesus nicht und laßt sie nicht kalt werden! Das ist das Allerwichtigste!«

Was war das für ein Mann, der insgesamt 23 Jahre in schwerstem Straflager unter kommunistischer Herrschaft zubrachte?

»Ein Mann von Eisen« nannten ihn seine Freunde. Seine Verfolger behaupteten, er hätte ein »Herz aus Blei«, weil er nicht mit der Revolution des chinesischen Volkes mitfühlen könne. Was aber den langjährigen Leiter der freien und unabhängigen evangelischen Gemeinden in China wirklich prägte, war seine kompromißlose Liebe zu Jesus. Darum nannte er sich Mingtao, was der »helle Weg« bedeutet.

Als junger Mann mit 21 Jahren ließ er sich an einem Wintertag taufen. Es war so kalt, daß erst mit Äxten das Eis im Fluß aufgeschlagen werden mußte.

Bis dahin waren seine Jugendjahre sehr unruhig gewesen. Sein Vater, ein Arzt, hatte sich in seinem Geburtsjahr 1900 in den Bürgerkriegswirren des Boxeraufstands aus Verzweiflung das Leben genommen. Tausende von Chinesen wurden um ihres christlichen Glaubens willen hingerichtet. Auch viele Missionare kamen um.

Sein Motto von da ab war: »Gehorche Gott, nicht den Menschen!« Um jeden Preis wollte er seinem Herrn treu sein. Unerbittlich hart blieb er gegen alle Einflüsse, die neben Jesus Christus die Gemeinde prägen wollten.

Darum hat er auch zeitlebens nie eine Gabe von ausländischen Missionen angenommen, obwohl er doch viele freundschaftliche Kontakte pflegte. Er wollte völlig unabhängig von Menschen bleiben.

22 Jahre und 10 Monate chinesisches Straflager haben Wang Mingtao körperlich schwer gezeichnet, aber nicht gebrochen. Am schwersten war ihm, daß er keine Bibel besitzen und keine Gemeinschaft mit anderen Christen pflegen konnte. Er hatte Gottes Wort auswendig gelernt. Das war seine Kraft und seine Freude.

Die Bibel war für ihn unantastbar. Hart konnte er auch Missionare zurechtweisen, wenn sie die Gültigkeit der Bibel in Frage stellten.

Das karge Leben hatte er schon in seiner Kindheit kennengelernt. Da seine Mutter mittellos war, suchten sie damals in den Abfallkübeln der reichen Leute nach Eßbarem. Seiner Schwester schrieb er: »Alles muß zum Besten dienen. Ich bin mehr als ein Sperling!« Leiden war für ihn notwendiges Glaubestraining der Christen, Einübung in den Gehorsam und Vorfreude auf den Himmel.

»Auch wenn sie mich zu Asche verbrennen, dennoch ist mein Leben geborgen in Jesus.«

An einem Sonntagmorgen, als wieder in den kleinen Zimmerchen des Hinterhauses eine große Gemeinde zum Gottesdienst beisammen war, holte Gott seinen treuen Diener im Alter von 91 Jahren in seinen Frieden.

## Begrabene Kriegsäxte und Speere

»Noch mein Großvater hatte das Haus mit Köpfen erschlagener Feinde geschmückt.« Dr. Ben Wati, Gründer der Evangelischen Allianz in Indien, erzählte gerne von seiner Heimat im Nagaland, im Nordosten Indiens. Die Vorfahren waren mordende Kopffäger.

Dann kam die große Befreiung. Jeder Naga drückt es heute so aus: »Vom Zweifel zur Gewißheit. Von der Finsternis zum Licht. Vom Tod zum ewigen Leben. Von der Verdammnis zur Errettung.« Das meint jedenfalls Hokishe Sema, der lange Zeit Premierminister dieses unruhigen Gebietes war und heute Gouverneur der indischen Provinz Himachal Pradesh ist.

In großer Angst vor den dämonischen Geistern lebten die Stämme der Nagas. Darum haben sie auch so schnell das Evangelium aufgenommen. Befreiung von Furcht, von bösen Geistern und Aberglauben, das suchten sie und das zog sie an. Heute sind über 80 % des Volkes Christen. Vor 100 Jahren gab es dort keinen einzigen Christen. Wo gibt es das sonst in der neueren Missionsgeschichte?



Viel mußten sie aufgeben. Die ersten Evangelisten waren einheimische Christen aus dem benachbarten Assam oder von anderen Stämmen. Umstritten blieb aber, inwieweit mit den religiösen Bräuchen und kulturellen Sitten zu brechen wäre. Erst die amerikanischen Missionare der Baptisten waren unerbittlich. Und, das war überraschend, es wurde von den Nagas bereitwillig angenommen. Ob Alkoholmißbrauch oder das Töten als Kopfkörper, geschlechtliche Zügellosigkeit oder Diebstahl, die Nagas lebten konsequent ihren Glauben als Christen.

Kaum ein Gebiet der Welt ist heute so vollständig für Besucher aus dem Westen abgeriegelt wie der Nordosten Indiens.

Nur wenigen ist es bewußt, daß zwischen Bangladesch, China und Birma sechs Provinzen liegen. Ein ganz schmaler Korridor nördlich von Bangladesch verbindet diese Provinzen mit dem Bundesstaat Indien. Die vielen Stämme in dem regenreichen Bergland denken national und fühlen sich nicht der indischen Kultur verpflichtet. Allein 60 Sprachen werden hier gesprochen. In der Vergangenheit kam es immer wieder zu blutigen Unruhen. Im Hinduismus gelten sie als Kastenlose nichts.

Wirtschaftlich sind diese Provinzen arm und auch wegen der politischen Unruhen nur wenig entwickelt. Die Felder jedoch sind fruchtbar und ertragreich. In Assam gedeiht Tee. Die Bevölkerung ist aber in ihrer Entwicklung sehr rückständig. Über 60 % waren noch vor kurzem als Analphabeten aufgeführt.

Die missionarischen Kirchen haben darum ein großes Bildungsprojekt gestartet. In der Nähe der Stadt Shillong gründeten sie am Pinienbach das »Pine-Brook-Center«. Mitarbeiter sollen dort ausgebildet werden, die

dann auf den Dörfern wieder andere zum besseren Landbau anleiten können.

Das Schulungsprogramm umfaßt neben Schweine- zucht, Milchwirtschaft, Acker- und Gemüseanbau auch den Unterricht in Hygiene und Gesundheitslehre. Daneben wollen sie – und das ist typisch – Bibelkurse durchführen. Die hier Ausgebildeten sollen praktisches Wissen vermittelt bekommen und gleichzeitig missionarische Zeugen Jesu sein.

Seit über 25 Jahren versperrt die indische Zentralregierung rigoros allen westlichen Besuchern die Einreise ins Nagaland und die angrenzenden Provinzen. Sie fürchtet das Streben nach Unabhängigkeit dieser dort lebenden Bevölkerung. Nach dem 2. Weltkrieg hatte die indische Regierung alle nationalen Ansprüche mit Waf- fengewalt bekämpft. Ausländische Missionare wurden dafür verantwortlich gemacht und des Landes verwiesen.

Die großen Erweckungen im Nagaland wurden weit bekannt. Wirklich alle Angehörigen der Volksstämme dieser Provinz wurden vom Feuer des Glaubens an Jesus Christus erfaßt. Es kam zu großen übernatürlichen Er- fahrungen. Allerdings haben die Christen viel Erlebtes schnell wieder abgelegt. Warum tanzen sie heute nicht mehr in Ekstase im Gottesdienst? Warum sind die Wun- der seltsam nebensächlich?

»Wir merkten, daß die heidnischen Zauberpriester dasselbe auch wirken können. Das hat uns nachdenklich gemacht«, erklärte mir einer der Leiter des Theologi- schen Seminars. Mitten in der Erweckung, als die Got- tesdienste überfüllt waren, traten Menschen auf, die Je- sus verfluchten und doch Wunder wirkten. Das wurde kritisch hinterfragt.

Heute sagt man bei den Nagas, daß nur missionarische Weitsicht und Dienstbereitschaft zur Evangelisation untrügliche Zeichen des Geistes Gottes sind. Wo rechte Prophetie geschieht, ist auch falsche Prophetie nicht weit. Wo Christus ist, wird auch der Antichrist sein. Wo echte Apostel wirken, kommen auch falsche Apostel hin. Wo Schafe weiden, tummeln sich auch Wölfe in Schafspelzen. Und wo Gottes Geist wirksam ist, dort gibt es auch böse Mächte und Kräfte.

Darum sehen die Nagas heute auch manche Phänomene der Erweckung sehr kritisch. Alle Begeisterung muß unter die Kontrolle des Wortes Gottes kommen. Auch dort, wo das Leben der Christen nicht den Geboten Gottes entspricht, entlarvt sich falsche Prophetie. Manches, wie Gelächter und Massenbegeisterung, wurde als Hypnose erkannt und wieder aufgegeben.

Heute bilden die Nagas die wichtigste Gruppe der indischen Missionare. Viele hundert Christen haben ihre Heimat verlassen und ließen sich in fremde Gebiete zu bisher unerreichten Völkern senden. Überall in indischen Missionswerken kann man heute die mongoloiden Gesichter dieser Nagaleute sehen. In vielen indischen Provinzen, aber auch schon weit darüber hinaus stehen sie im Dienst. Sie gehen bis in die entferntesten Dörfer und berichten, was sie selbst erlebt haben: Die Liebe Jesu kann und will Menschen völlig bekehren und verändern.

## Wann entstand das Lied wirklich?

In einer Zeitschrift wurde Skandalöses enthüllt. Das wohl unter Christen weltweit beliebteste Lied »Amazing grace – O Gnade Gottes wunderbar« sei auf einem Sklavenschiff gedichtet worden.

»Da vegetieren im Unterdeck die schwarzen Sklaven, ihrer Freiheit und menschlichen Würde beraubt, in unsagbarem Elend. Wer noch eigene Willensregungen zeigt, wird täglich ausgepeitscht, damit er seine künftige Rolle als gehorsamer Diener lernt. Die Zahl derjenigen, die aus Verzweiflung und an Erschöpfung und Krankheiten sterben, überwiegt diejenigen, die lebend an Land kommen.«

Und dann wird der übliche Spott ausgeschüttet:

»Oben auf dem Schiff sind die Weißen zu finden – die Herren, die Christen ... Da schreibt einer nun in seiner Muße oben auf Deck jenes Lied, in das er alle seine Gefühle inniger Liebe zu seinem Heiland Jesus hineinlegt. Er dankt für die große Retterliebe Jesu, der ihn, den kleinen, sündigen Menschen durch sein Blut erlöst hat. Er freut sich, daß er dank der großmütigen Gnade Gottes zu den Erben des Himmelreiches gehören soll. Vielleicht haben sie am Sonntag auf Deck auch Gottesdienst gehalten, vielleicht hat der fromme Mann gepredigt – in demselben Geiste.«

Genug des häßlichen Spottes. Leider wird häufig in diesem zynischen Stil Mission vergangener Zeiten dargestellt.

Nur ist alles ganz anders gewesen.

Der Dichter des Liedes, John Newton, fuhr tatsächlich auf einem Sklavenschiff. Allerdings dichtete er da noch keine Lieder, erst recht keine frommen. Er wollte von Gott überhaupt nichts wissen. Als junger Mann desertierte er von der königlichen Flotte. So begann sein Abenteuerleben.

Ein Seesturm warf 1748 das Leben des Sklavenhändlers ganz aus der bisher gewohnten Bahn. Unter Anleitung des Buches »Die Nachfolge Christi« von Thomas von Kempen wurde er vollständig verändert. Er verließ seinen Arbeitsplatz und wurde später Hilfsprediger, dann Pfarrer in London.

Sein Leben war total umgekrempelt. Wie wenige andere kämpfte er gegen das Elend der Sklaverei. Erst 31 Jahre nach dem Seesturm entstand das Lied von der wunderbaren Gnade Gottes, das seinen Weg von der Finsternis zum Licht nachzeichnet.

Als Pastor in London nötigte er einen jungen Mann, der eben ins englische Parlament gewählt wurde, den Kampf gegen die schreckliche Sklaverei aufzunehmen. Der junge Mann suchte die Ehre und in seinem Alter vor allem anderen eine glänzende Karriere, aber Newton gab nicht nach.

Nach dieser nächtlichen Aussprache schrieb der junge Unterhaus-Abgeordnete, William Wilberforce, in sein Tagebuch: »Der allmächtige Gott hat mir zwei Ziele gesetzt. Die Unterdrückung des Sklavenhandels und eine Änderung der Sitten in unserem Land.«

Es waren evangelische Christen, die am wirksamsten gegen die Geißel der Sklaverei kämpften. Unmittelbar aus der ganz persönlich erlebten Erneuerung und Vergebung in ihrem eigenen Leben folgte eine konsequente Umwandlung der Gesellschaft, die man nur als eine gewaltlose Revolution bezeichnen kann. Ein Leben, das von Jesus Christus neu geschenkt wird, kann zu einer ganz großen Bedeutung für viele Menschen werden. Gott kann viel verändern, wenn wir ihn wirken lassen. Das ist eine große Herausforderung an uns heute.

Wenige Monate nach dem Tod von William Wilberforce wurde die Sklaverei gesetzlich verboten. Einen entscheidenden Anteil daran hatte John Newton.

## Nur kein Strohfeuer!

»Wollen Sie hier wirklich aussteigen?«

Der amerikanische Parlamentarier neben mir im Flugzeug fragt es überrascht, als das Flugzeug in San Salvador zwischenlandet.

»Ja!« sage ich. »Ich habe Freunde hier.«

Er erzählt mir von den heimtückischen Angriffen der Terroristen und von den Morden der Todesschwadronen.

Doch das alles ist schnell vergessen, wenn man dann schon am Flughafen die treuen Freunde trifft, mit denen wir schon seit Jahren in Verbindung stehen.

Abends gegen 19 Uhr verlöscht das Licht. Irgendwo haben die Terroristen wieder einen Hochspannungsmast in die Luft gejagt. Jetzt geht es hektisch zu auf den

Straßen. Alle strömen nach Hause. Soldaten mit kugelsicheren Westen beziehen an den öffentlichen Gebäuden ihren Platz und halten Wache.

Am nächsten Tag kann ich ein Flüchtlingslager besuchen. Dort kampieren Bauern, die vor dem Terror fliehen mußten. Schon die Fahrt über die holprigen Wege war abenteuerlich.

Das Elend ist unbeschreiblich. In miesen Lehmhütten hausen die Leute. Überall schwirren Moskitos. Es ist feucht und heiß. Auf kleinstem Raum von ein paar Quadratmetern hausen 18 Menschen. Auf dem Dach haben sie notdürftig eine Plastikfolie befestigt.

Eine Lehrerin unterrichtet einige Kinder. Einen Raum dafür hat sie nicht.

Aber auch hier entstehen überall neue Gemeinden. In dem trostlosen Elend dieses Lagers treffen sich Christen, halten Gottesdienste, beten und singen miteinander.

In den Städten beginnt es meist mit einem Hauskreis. Nach vier Jahren stehen eine Kirche und andere Räume.

Der Kauf des Landes ist sehr teuer, praktisch unbezahlbar. So haben die Kirchen einen Notfonds eingerichtet, woraus die neuen Gemeinden für die ersten Jahre zum Landkauf und zum Bau ihrer Kirchen Darlehen erhalten können.

Nicht nur in El Salvador, sondern überall in Mittelamerika breiten sich die evangelischen Gemeinden explosionsartig aus. Auf dieser schmalen, gebirgigen Festlandsbrücke, die Nord- und Südamerika verbindet, läßt sich das rasche Wachsen von Bibelgemeinden beobachten. In manchen Gegenden, wo es vor 30 Jahren nur 1 % evangelische Christen gab, sind es heute 25 %. Mitten in Armut, Bürgerkriegen, Militärputsch und Diktatur su-

chen Menschen nach Gott. Während in Europa vielfach Kirchen froh sind, mit großem Aufwand wenigstens den überkommenen Bestand zu erhalten, rechnen viele Kirchen in Mittelamerika fast schon selbstverständlich mit einer jährlichen Wachstumsrate von 8 %. Das gilt sowohl für die Zahl der neu gewonnenen Kirchenmitglieder wie auch für die überall neu entstehenden Gemeinden und Missionsstationen.

Was sind die Ursachen? Zweifellos hat die von Terroristen und Revolutionären geschürte Verunsicherung und Kriegsangst ein Klima geschaffen, in dem Menschen nach dem suchen, was nicht vergeht oder zerstört werden kann. Und doch kann dies allein den geistlichen Aufbruch nicht ausreichend erklären. Schließlich gibt es in vielen Teilen der Welt Kriegsangst und Terroristenfurcht. Manche Gruppen führen das Wachsen auch auf ihre besonderen Lehren und Erkenntnisse, ihre extrem schwärmerischen Gefühle und seelischen Methoden zurück.

Tatsächlich liegt aber der Grund für dieses starke Wachsen im eindeutig missionarischen Gemeindeaufbau. »Weil früher so treu gesät wurde, kann jetzt auch groß geerntet werden!« So erklärte es mir der Leiter des Seminars in Guatemala City.

Schon nach 1960 wurden in diesen Ländern gründliche Methoden entwickelt, um alle Gemeindeglieder in einem zwölfmonatigen Totaleinsatz zum glaubwürdigen Weitersagen des Evangeliums einzuüben. Diese erprobten und bewährten Modelle einer umfassenden »Tiefenevangelisation« (Evangelism in Depth) verdienen, weltweit von den Kirchen übernommen zu werden. Auch die Bemühungen um biblisch fundierte Ausbil-



dung evangelischer Prediger (Theological Education by Extension — TEE) wurden erstmals in Guatemala entwickelt und sind heute in fast allen Teilen der Welt mit großem Erfolg im Einsatz.

Wie in allen geistlichen Aufbrüchen sind auch viele verwirrende Nöte zu beobachten: Spaltungen, unbiblische Prophetien und krause Lehren, die häufig die Grenze zum Spiritismus überschreiten.

Darum ist die gute biblische Lehre in diesen Gebieten so wichtig. Überall fehlen gut ausgebildete Bibellehrer als Hirten in den sich neu ausbreitenden Gemeinden. Man wird die Sorge nicht los, die große Erweckung in Zentralamerika könnte am Ende nur ein rauchendes Strohfeuer sein, das rasch verlöscht, wenn es nicht durch ganz solide biblische Lehre am Brennen erhalten wird. Die meisten theologischen Seminare können aber bei der Ausbildung der Pfarrer mit diesem beispiellosen Wachstum nicht Schritt halten.

Große zusätzliche Spannungen in den evangelischen Gemeinden schuf die vom ökumenischen Weltkirchenrat stark geförderte politische Befreiungstheologie. Sie wurde leider ganz einseitig und systematisch von außen, auch mit viel kirchlichem Geld aus Deutschland, unterstützt. Die meisten Gemeinden in Lateinamerika wollen aber weder revolutionäre noch nationalistische Pfarrer, sondern gut in der Bibel bewanderte Hirten und Seelsorger.

Nicht nur in Mittelamerika, sondern auch in manchen deutschen Publikationen gibt es massive Interessengruppen, die das stetige Wachsen evangelikaler Kirchen pauschal und oberflächlich als »Sekten« zu diskriminieren versuchen. Dazu scheinen neben einseitig an revolu-

tionären Umstürzen interessierten Gruppen vor allem auch die traditionellen Kirchen zu gehören.

Dies ist deshalb besonders bedauerlich, weil manche altehrwürdige Kirche wenig zur Verbreitung des biblischen Evangeliums in diesen Ländern getan hat. Sie sind auch häufig mitschuldig an einer unglückseligen Vermischung kolonialistischer Frömmigkeit mit indianischem Aberglauben und okkulten Ahnenanbetung.

Solange nun aber diese Kirchen sich selbst gegen eine reformatorische Erneuerung durch das Evangelium sperren, finden die vielen evangelikalen Gruppen und Gemeinschaften großen Zulauf, auch aus den katholischen Kreisen.

Es trifft nicht zu, wenn es auch oft so scheinen mag, daß extreme und auch sehr eigenartige Pfingstgruppen das Bild bestimmen. Gerade auch die biblisch evangelikalen Gruppen wie die »Zentralamerikanischen Gemeinden«, die Bibelkirchen, Baptisten, Mennoniten und andere Freikirchen haben einen starken Rückhalt und bilden in ihrer gesunden Struktur und einer gut ausgebildeten einheimischen Pastorenschaft mit den Kern dieser Erweckung.

So dürfte der entscheidende Grund der gegenwärtigen Erweckung in Mittelamerika im evangelistischen Bemühen der Kirchen liegen.

Tatsächlich stagnieren alle Kirchen, die nicht missionarisch tätig sind, in ihrem Wachstum. Diese Beobachtung ist es wert, auch in anderen Ländern gründlich bedacht zu werden.

»Mir macht es Spaß zu töten!«

Viele Jahre lang verlief hier die umkämpfte Demarkationslinie im Bürgerkrieg Libanons. Nur noch wenige völlig von Geschossen durchsiebte Ruinen ragen in den Himmel. Trümmer, wohin man auch sieht.

Auch die Straße ist nur notdürftig repariert. Seit die Minen beseitigt sind, kann man hier wieder nach Kafarshima, dem Dorf in der Nähe des internationalen Flughafens von Beirut, fahren.

Wir gehen durch die Ruine des alten Eastwood College. Hier hatten sich Milizen eingenistet und das zerschossene Gebäude zur Festung ausgebaut. Die Wände sind vollgesudelt mit häßlichen Inschriften und Bildern, die fast alle nur vom Töten und – von Frauen handeln.

»Mir macht es Spaß zu töten«, schrieb ein Soldat an die Wand. Man sieht es dem Gebäude an. Wann werden hier wieder Kinder lernen und fröhlich in der Pause spielen können?

Dort im Hof stehen noch zerbrochene und verbeulte Spielgeräte, sie verrosteten da. Eine Palme wurde von einem Geschosß zerfetzt. Der Stumpf blieb stehen. Jetzt wachsen aus dem geborstenen Stamm auf einmal mehrere Palmen. Das ist für den Leiter der Schule ein Symbol ihrer Hoffnung.

Wie haben es die Libanesen geschafft, die Ruine völlig von Schutt freizubekommen? Schwer wurde in den

letzten Monaten gearbeitet. Die Mauern wurden gesichert, das Dach notdürftig abgedichtet.

Im Hinterhaus ist schon wieder ein Büro eingerichtet. Täglich kommen Eltern aus der Umgebung und wollen ihre Kinder für die Schule anmelden. Oft sind es auch Moslems oder Drusen, die in diese christliche Schule wollen. Für ihr Kind geben Libanesen fast alles.

Eine arabische Frau saß lange da und weinte nur. Sie kam aus einem der Flüchtlingslager. Ob sie auch ihr Kind schicken dürfe? Sie hat kein Geld. Ob sich in Deutschland dafür eine Patenschaft finden läßt?

»Schulbildung für meinen Sohn ist wichtiger als meine Zähne!« sagte gestern ein Vater, als er seinen Sohn anmeldete. Dann öffnete er seinen Mund. Die Schneidezähne fehlten. Entstellend wirkte das Gebiß mit seinen großen Zahnlücken. Weil Libanesen Ausbildung so hoch einschätzen, trifft man auch weltweit so viele libanesische Wissenschaftler und Wirtschaftsleute.

Die kleine Gruppe der evangelischen Gemeinden im Libanon, die sicher nicht mehr als 30 000 Mitglieder hat, betreibt dort 15 Schulen. Alle werden aufgenommen, ganz gleich ob sie Drusen, Moslems, Maroniten oder Orthodoxe sind.

Manche Priester der großen ökumenischen Kirchen betrachten die evangelischen Gemeinden schlicht als »Sekten«. Das ist eine böse Verleumdung und zudem bei den vielen rein traditionellen Kirchenmitgliedschaften unsinnig. Keine dieser evangelischen Gruppen, die eng untereinander zusammenarbeiten, hält sich für alleinseligmachend. Aber nicht alle dort reden so. Bei der Bibelverbreitung finden sie auch manche Freunde in den ehrwürdigen alten Konfessionen.

Die maronitische Kirche verwendet in ihren Gottesdiensten die alte aramäische Sprache. Wer kann die heute noch verstehen? Ist es da verwunderlich, wenn viele Christen in evangelische Gemeinden abwandern?

Schlimm ist der abgrundtiefe Haß zwischen den Bevölkerungsgruppen. Wie viele unschuldige Männer, Frauen und Kinder wurden nur auf den Verdacht hin ermordet, sie seien schuldig. Häufig stellt es sich erst Jahre später heraus, daß man falschen Informationen aufgesessen war. 300 000 Menschen sollen in dem Bürgerkrieg ums Leben gekommen sein.

Das ganze einst blühende Stadtzentrum von Beirut ist verwüstet. Doch es regt sich wieder Leben in den Ruinen. Auch in den Bergen des Libanon sind die schönen Villen der Reichen verwüstet. Im Freizeitcamp Theopolis sind Fenster und Türen geraubt, aber – was noch schlimmer ist – auch alle Elektroleitungen aus der Wand gerissen. Nur um die Wasserleitungen stehlen zu können, wurden alle Wasserbecken und Kücheneinrichtungen zerbrochen.

Das Chaos im Land und die große Angst lasten schwer auf den Menschen. »Auch daran sind die Christen schuld!« so sehen es zwei junge Libanesen, die eben in den USA studieren und jetzt zum Besuch ihrer Familie für einige Wochen zurückkehrten. Die Kirchen müßten sich mehr sozial und politisch einsetzen und durch ihr Engagement die Gesellschaft verändern. Wie schnell haben sie dort in den Vereinigten Staaten von Amerika diese verbreitete Ideologie gelernt, als ob alles machbar wäre. Dabei sind die amerikanische Gesellschaft und ihre Kirchen weder in der Lage das Drogenproblem noch die Unmoral oder die stark wachsende Armut wirkungsvoll

zu bekämpfen, geschweige denn ihre vielfältigen politischen Probleme wie Staatsverschuldung und Rassenhaß unter Kontrolle zu bekommen.

Wann ist endlich Friede möglich? Das fragen diese Menschen voll Sehnsucht.

Bei einer Fahrt durch die Bekaa-Ebene ins Zentrum der vom Iran unterstützten Terrorgruppe der schiitischen Hisbollah fallen überall in den Dörfern die großen Plakate auf. Nicht nur die Bilder des radikalen iranischen Ayatollah Khomeini sind überlebensgroß aufgehängt. In jedem Ort, mitten auf den Plätzen, sind auf hohen Säulen Nachbildungen des Felsendomes von Jerusalem aufgestellt. Der große Kampf geht um die biblische Verheißung. Jerusalem wird zum »Taumelbecher« und zum »Laststein für alle Völker«. »Alle, die ihn wegheben wollen, sollen sich daran wund reißen« (Sacharja 12,2 f.). Der Haß trifft Israel. Erst dann wird die Weltgeschichte zu ihrem Ende kommen, wenn Jesus als der Messias und Richter am Jüngsten Tag wiederkommt.

## Wie kommen das Huhn und ein Jackett in die Opferbüchse?

In der kleinen Barackenkirche mitten in einem armseligen Slum der indischen Hafenstadt Madras erlebte ich einen Gottesdienst, der mir unvergeßlich bleibt.

Dicht gedrängt saßen Alte und Junge stundenlang auf dem Boden. Aufmerksam hörten sie der biblischen Botschaft zu.

Für mich war der bewegendste Moment, als dann einer nach dem andern vortrat und seine Gabe in die Opferkiste einwarf.

Es gab ein richtiges Gedränge. Alle wollten geben. Sie, die aus ärmlichen Hütten kamen und sich in ihrer Armut fast nichts leisten konnten, waren so reich, Gott ihre Gaben zu bringen.

Gott segnet eine solche Hingabe.

In den äthiopischen Gemeinden der evangelischen Wort-des-Lebens-Kirche hängen handgeklebte Tafeln mit Namen und Bildern. Es sind einheimische Evangelisten und Missionare, die dort unter den fremden Stämmen im eigenen Land arbeiten, wo der Name Jesus noch nicht bekannt ist. Die Frauen und Männer werden von diesen Christen am Ort unterstützt und mitgetragen.

Viele der Gemeindeglieder haben kein Geld, das sie opfern könnten. Dann treten sie vor und bringen ein Huhn oder eine Frucht zum Altar.

Es war besonders eindrücklich, wie ein junger Mann an diesem kühlen Morgen auf den Bergen im Süden vortrat und sein Jackett am Opferbecken niederlegte.

Ihn sollte die Kälte nicht stören, wenn nur Gottes Boten des Evangeliums mit dem Nötigsten gekleidet sind. Was auch sei, das Evangelium muß weiterlaufen!

Solch ein Herz, das für die Mission Gottes das Liebste gibt, ist auch heute bei uns nötig. Was bei diesen armen Menschen so beeindruckt, ist ihre Freude beim Geben. Sie wollen und müssen schenken – aus großer Dankbarkeit.

Christliche Liebestätigkeit zu allen Zeiten lebte, wo sie echt war, aus dieser Quelle. Oft steckte dahinter gar kein großes Programm. Es war Liebe, die sich verström-

te. Sie wollte weitergeben, was man selbst empfangen hatte.

So ist es dann zu hoch gegriffen, wenn wir von unseren Gaben und Diensten als von Opfern reden. Es gibt doch wirklich nur ein Opfer, das völlig unvergleichlich ist, das ist das Opfer Jesu für uns. Was wir aber tun, können nur kleine Zeichen sein, die auf ihn hinweisen.

Es wäre gut, wenn wir bescheidener von unserem Können und größer von Jesu Macht denken würden. Schließlich ist alles, was wir sind, unverdiente Gnade. Darum soll ihm auch unser ganzes Leben gehören — aus Dankbarkeit.

## Hinter dem Bambusvorhang

Die Herrscher des sozialistischen Militärregimes über Burma haben ihrem Land einen neuen Namen gegeben: Myanmar.

Weite Teile des Landes Burma sind für Ausländer gesperrt. Das Experiment mit dem Sozialismus ist nach dem freimütigen Eingeständnis der gestrengen Herren gescheitert. Heute gehört das einst wohlhabende und reiche Land zu den ärmsten der Welt. Das Land steht unter Kriegsrecht. Von Straßenbrücken aus kontrollieren in der Hauptstadt Soldaten mit dem Maschinengewehr die innere Sicherheit.

Von den einst 13 000 Buddhatempeln, die vor Jahrhunderten in der öden Ebene von Bagan standen, sind kaum mehr als 2 000 übriggeblieben.



Die Lehre des weisen Buddha kann das Sehnen nach Gott nicht ersetzen. Lehrte er doch seine Jünger, daß jeder einzelne sich selbst weit über Gott hinaus befreien, das Heil auf dem Weg der Selbstaufgabe ohne Gott schaffen könne.

Aber auch unter den Buddhisten gibt es manche, die nach Gott suchen. Ein früherer Mönch, der den ganzen buddhistischen Kanon auswendig kennt und jetzt Christ wurde, besucht die Klöster. Er findet offene Türen. Man nimmt ihm das Evangelium ab, weil sein Zeugnis überzeugt. Er berichtet, wie in den buddhistischen Klöstern die Mönche gerne die Bibel annehmen. 400 Mönche hätten sich in den letzten Jahren taufen lassen. Die Regierung versucht, das Vertrauen der Bevölkerung zurückzugewinnen. Sie bedient sich dafür des Buddhismus. In der Schule müssen morgens die Kinder vor der Buddhastatue still stehen und mit anbeten. Wer nicht mitmacht, wird dafür zurückgestellt, und ihn trifft Verachtung. In den Wohngebieten wird für die Erhaltung der Tempel Geld gesammelt. Man steht unter einem Druck, sich daran zu beteiligen. Für die Christen ist das nicht leicht.

Dennoch sind viele Kirchen überfüllt. Die Bibelschulen werden von jungen Leuten stark besucht. Es fehlt aber am Nötigsten. Gesangbücher und Bibeln, einfache Lehrschriften und andere Bücher können nicht gedruckt werden. Einführen werden nicht erlaubt.

An manchen Orten kann am Sonntagmorgen kein Gottesdienst mehr gehalten werden. Wer zwischen 9 und 12 Uhr nicht zum Reinigen der Stadt erscheint, zahlt eine saftige Strafe. Oft müssen sich auch Männer verstecken, um nicht zu Frondiensten herangezogen zu werden.

Seit mehr als 40 Jahren tobt ein blutiger Freiheitskampf des Volksstamms der Karen gegen die Militärregierung. Nur notdürftig können sie sich von Thailand aus mit Nachschub versorgen. Die meisten Stammesleute sind bekennende Mitglieder ihrer Baptistenkirche.

Am Anfang des letzten Jahrhunderts war der wichtigste Missionar der Karen ein ganz ungehobelter und schwieriger Mensch namens Kothabiu. Der erste amerikanische Missionar in Burma, Adoniram Judson, hatte ihn als Sklave freigekauft. Seinem Charakter nach war dieser Karen als Bote Jesu völlig ungeeignet. Von Natur aus schwach begabt, roh und heftig reagierend, wurde an ihm deutlich, was Gottes Gnade in einem Leben zu verändern vermag.

1828 wurde er getauft. Schon damals wurden die Begleiter aus den Bergstämmen, die dabei waren, vom Evangelium getroffen. Predigend zog Kothabiu in den Bergen umher. Überall entstanden Gemeinden.

Auch heute sind viele einheimische Evangelisten mutig unterwegs in den Dörfern. Verborgenen und still geschieht heute viel. An vielen Orten kommen Hunderte zum Glauben.

Wir dürfen diese Menschen in Burma unter dem Kriegsrecht nicht vergessen!

## Auf Fragen muß man doch antworten

In der verlorenen Weite Borneos, der drittgrößten Insel der Welt, gibt es in vielen Gebieten nur wenige Straßen.

Der Taxifahrer in Balikpapan im Osten Kalimantanans wollte mich 120 km zur nächsten Stadt nach Samarinda fahren. Stolz setzte er sich ans Steuer. Doch der Motor sprang nicht an. Alles Hantieren am Motor nützte nichts. Mit mehreren Männern schoben wir das Auto an.

Als das geschafft war, merkte man schnell, daß Fahren wohl das kleinere Problem war. Die Bremsen, mit Draht kunstvoll umwickelt, funktionierten nicht, oder jedenfalls nur sehr bedingt. An Kurven und steilen Straßenstücken pumpte der Fahrer mit Leidenschaft und Hingabe, bis man endlich doch noch Wirkung spürte.

Wer auf Borneo Zeit hat, reist auf Flüssen. Wer dann einmal ins Boot gestiegen ist, der hat viel Zeit, oft mehrere Tage. Da kommt man mit den Menschen ins Gespräch.

Ein Evangelist erzählte mir, wie er dort auf den Booten die größten Versammlungen abhält.

»Wie können Sie das wagen? Öffentliche Evangelisation ist doch in diesem Moslemland verboten!«

Da lächelte er nur verschmitzt und fing an zu erzählen.

Die Dayaks, wie man die Ureinwohner auf Kalimantan nennt, sind sehr neugierig. Man muß nur ihr Interes-

se wecken. Zuerst braucht man überhaupt nichts zu sagen. Sie schauen einen lange an und überlegen, woher der Fremde wohl komme und was er denn treibe. Man muß nur genügend lang stillsitzen, dann ist die Neugierde ganz groß.

»Woher kommst du? Und was treibst du?«

»Ich suche ganz dringend in einer großen Sache einen Erben«, erzählt dann der Evangelist. Jetzt kommen noch viele andere hinzu. Das ist eine interessante Geschichte. Auf dem Boot passiert sonst nicht viel.

Neugierig schauen alle den Fremden an. »Ist der, der dich sendet, reich?«

Jetzt fängt er an, ausführlich zu erzählen: »Unheimlich reich ist er. Er hat riesige Ländereien. Ihm gehört viel Land, ganze Städte und Völker. Er kann über ganze Staaten verfügen.«

»Was ist mit seinen Söhnen? Wie sehen sie aus? Kennen wir sie?« fragen jetzt aufgeregt die Leute.

»Das ist ja das Schlimme. Die sind alle fort in die Fremde. Sie haben ihren Vater daheim vergessen. Und sie wissen nicht, daß er auf sie wartet und seinen Söhnen allen seinen Besitz vermachen will.«

Stundenlang kann er jetzt erzählen. Es ist die Geschichte vom verlorenen Sohn, wie sie Jesus erzählt hat. Das ist für Moslems unerhört und anstößig. Wie? Allah soll unser Vater sein?

»Darf man das so in der Öffentlichkeit predigen?« Ich kann es kaum glauben.

»Warum denn nicht?« sagte der junge Evangelist. »Ich habe doch nur auf Fragen der Mitreisenden geantwortet. Wenn man gefragt wird, wird man doch noch antworten dürfen.«

## Nichts unmöglich

Als ich vor Jahren in meine Pfarrwohnung in Stuttgart einzog, half mir ein Elektroingenieur aus der Gemeinde, die Lampen anzuschließen.

Einige Zeit später, schon über 30 Jahre alt, entschloß er sich, seinen Beruf aufzugeben und nochmals zu studieren. Er wollte Arzt werden. So ist es, wenn Gott Menschen in seine Weltmission ruft.

Wie redet Gott?

Es begann eigentlich mit dem Sport. Der Elektroingenieur kletterte gerne in den Bergen. Dazu war Skilaufen seine Leidenschaft. Den ganzen Winter über trainierte er mit seinem Freund. Sie wollten zu Ostern auf den Mont Blanc. Doch bei dieser Tour schlug das Wetter um. Sie mußten sich im Schnee eingraben und eine Nacht in nassen Kleidern bei großer Kälte biwakieren. »Ist das die letzte Stunde meines Lebens?« Die Frage trieb ihn in der schlaflosen Nacht um. »Was wird sein, wenn ich sterbe?«

Stark unterkühlt mit steifgefrorenen Kleidern erreichten die beiden am nächsten Morgen eine Hütte. Die Zehen waren erfroren. Im Rettungshubschrauber erinnerte er sich auf einmal: »Heute ist Ostern – Jesus lebt! Er ist auferstanden!«

Doch daheim fiel er wieder zurück in den alten Trott. Für einen Neuanfang war er zu schwach. Doch Gott hat nochmals eingegriffen und ihn in eine lebendige Jugend-

gruppe geführt. Dort wurde durch viele Gespräche mit anderen, durch Vorträge und Berichte, der Ruf Gottes in die Mission immer deutlicher.

So gab er seine gute Position als Ingenieur in einem großen Betrieb auf und studierte Medizin. Als dieses lange Studium endlich ganz abgeschlossen war, passierte das Unglück. Auf der Autobahn Karlsruhe – Basel überschlug sich sein Auto, raste über die Böschung und blieb in einem Maisfeld liegen. Niemand weiß, was wirklich geschah. Ein zufällig vorbeifahrender Streifenwagen der Polizei sah die Spuren und fand das Wrack. Der junge Arzt lag dort seit viereinhalb Stunden mit Wirbelbruch eingeklemmt.

Er sagte später: »Ich fühlte eine tiefe Geborgenheit. Gott war mir nahe und ich, sein Kind, war in seiner Hand.« Nach der schweren Operation blieb die Querschnittslähmung und der Rollstuhl. Nach medizinischer Prognose keine Aussicht auf Besserung.

Er las viel in der Bibel und entdeckte, daß Jesus niemand wegschickte, der ihm vertraute. Freunde beteten mit ihm. Er begann zu hoffen. Seine Doktorarbeit machte er über Bewegungsapparate für Querschnittsgelähmte. Unter viel Arbeit und Trainieren schenkte Gott neue Muskelfunktionen. Nach zwei Jahren war er nicht mehr auf den Rollstuhl angewiesen.

Hatte ihn Gott wirklich nach Afrika berufen? Warum war dann dies alles geschehen? Durfte Gott das zulassen, wo er doch sein Leben ihm ganz ausgeliefert hatte?

Gott handelt souverän und ganz anders, als wir denken oder planen. Vor mehr als fünf Jahren ist dieser Arzt in den afrikanischen Busch ausgereist. Seine Frau, eine Hebamme, begleitete ihn. Er suchte sich ein ganz abseits

gelegenes Gebiet in Kamerun an der Grenze nach Nigeria aus, wo er seitdem als Arzt wirkt.

Weil es kaum Straßen gibt, sind manche Kranke zwei Tage unterwegs, bis sie das Buschhospital erreichen. Dort in dem schwer zugänglichen Gebiet wüten tödliche Krankheiten. Die schweren Kinderkrankheiten machen viel Not. Die Kinder haben keine Abwehrkräfte gegen Infektionen. Wenn sie nicht rechtzeitig ins Hospital kommen, kann man nicht mehr helfen. Als im Sommer die Cholera ausbrach, war es ein Wettlauf um Stunden.

»Frustrationen in der Arbeit, darüber könnte man Bücher schreiben!« heißt es in einem Brief. »Um dennoch dranzubleiben, braucht man den Blick des Glaubens. Jesus wirkt in einer chaotischen Welt. Wie gut, daß er treu ist. Möge er auch uns brauchen können für seine Pläne.«

Nicht nur durch seinen Dienst, sondern auch in aller körperlichen Schwäche und Hilflosigkeit macht dieser Arzt deutlich, was er einmal so ausdrückte: »Wir wollen, daß Menschen in oft aussichtslosen Krankheiten erfahren können – bei Gott ist kein Ding unmöglich!«

## Darf man lügen?

Eigentlich hört in Tarakan die Welt auf. Ganz im äußersten Nordosten Borneos liegt diese Stadt, nahe an der Grenze nach Malaysia. Dort oben, irgendwo in den Bergen des Krayen, sollen vor wenigen Wochen mehr als viertausend Menschen zu einer Bibelkonferenz fünf

Tage lang zusammengekommen sein. Gehört habe ich es, aber glauben kann ich es kaum. Trostlos wirkt diese Stadt mit ihrer schmutzigen Industrie. Seitdem im Meer nach Öl gebohrt wird, boomt die Stadt.

Der Pilot der Missions-Flug-Vereinigung bringt uns mit seinem Auto zum Flughafen. Seine Frau bedient daheim in der Küche das Funkgerät. Was leisten diese Frauen neben all ihren anderen Aufgaben her! Welch eine Spannung lastet auf diesen Frauen, bis der Mann bei den oft schweren tropischen Regengüssen und Winden endlich wieder sicher gelandet ist.

Mit der kleinen einmotorigen Cessna fliegen wir in einem weiten Bogen über das offene Meer und dann über das riesige Flußdelta mit seinen unendlichen Verzweigungen und Sümpfen. Langsam steigt der Höhenmesser. Jetzt sieht man erst, wie hoch sich die Berge hier erheben. Fast könnte man meinen, beim Überfliegen würde man noch die Baumwipfel streifen.

Auf einem kleinen Wiesenstück landet die Maschine. Von allen Seiten strömen Menschen herbei. Noch immer ist es ein Ereignis, wenn in diesem abgelegenen Gebiet ein Flugzeug landet.

Schnell ist das wenige Gepäck ausgeladen. Bis zur Bibelschule Wilffinger ist es nur noch etwa eine halbe Stunde Fußmarsch. Von oben haben wir schon die verstreuten Hütten sehen können, die unmittelbar an der Grenze zwischen Indonesien und Malaysia liegen.

Als ich die vielen jungen Menschen in Longbawan sehe, ahne ich etwas vom geistlichen Leben dieser Gemeinden im Urwald. Diese stämmigen Dayaks haben viel ihrer ursprünglichen Natürlichkeit bewahrt. Sie waren früher wilde Kopfjäger. Die japanischen Invasionstrup-



pen erlitten unter ihrem Guerillakrieg schwere Verluste.

110 junge Männer lassen sich hier als Pastoren und Evangelisten ausbilden. Längst nicht alle können aufgenommen werden. Dabei verdient ein Pastor kaum 20 Mark im Monat. Das ist der zehnte Teil des Gehalts eines Lehrers. Aber sie wollen von Jesus reden. Sie haben ihn gefunden und lieben sein Wort. So sagen sie.

Das Mädchenwohnheim Deborah ist eine baufällige Hütte, zwei Stockwerke mit einem gefährlich ächzenden Balkon rundum. 60 Studentinnen leben da auf engstem Raum zusammen. Das Holz ist verrottet, das Dach undicht. Alles wird feucht. Nachts wird es bitterkalt in den Bergen. Viele husten, weil sie an Atemwegerkrankungen leiden. Viele solcher Bibelschulen kann man im Innern Borneos finden. Oft sind die schäbigen Hütten baufällig. Es fehlt das Geld. Doch alle sind überfüllt mit jungen Menschen.

»Warum trägt dieses Seminar den Namen Wilffinger?« frage ich. Sie schauen mich verdutzt an. »Kennst Du Wilffinger nicht?« Dann fangen sie an, von ihm zu erzählen, wie wenn es ihr Vater gewesen wäre. So sehr lieben sie diesen Mann, der ihnen das Wort Gottes in ihre Stammessprache übersetzte. Es war die furchtbare Zeit des 2. Weltkriegs. Schlimm litten damals die amerikanischen Missionare. Manche wurden monatelang durch den feuchtheißen Dschungel bis in die Konzentrationslager getrieben. Dort wurden sie gefoltert und ausgehungert. Viele Missionare kamen grausam ums Leben.

John Wilffinger war damals, als die Japaner landeten, an der Nordküste Borneos. Zusammen mit einem Missionsehepaar konnte er in den Dschungel fliehen. Die dort lebende Bevölkerung schützte und versorgte

ihn. Eines Tages kam ein Bote der Japaner mit einer ganzen Liste von Ausländern, die dringend gesucht wurden ins Dorf. Der Name der Missionare war dabei.

»Bleib hier. Wir werden dich so verstecken, daß dich niemand finden kann«, sagten die Eingeborenen.

Die Liebe der Stammesleute war bewegend. Natürlich gab es sichere Verstecke. Was würden aber die Japaner tun? Müßten am Ende diese Menschen für sie leiden? Der Gedanke war für die Missionare unerträglich. Am schlimmsten war ihnen aber, wenn diese Leute lügen müßten. Denn das war unvermeidlich. Bald würden die japanischen Truppen anrücken und fragen, wo die Missionare versteckt seien.

Lieber wollten sie sich ganz Gott anvertrauen, als mit einer Lüge ihr Leben sichern und damit gegen Gottes Wort sündigen.

Es gibt keine Ethik, die in besonderen Situationen anders aussieht. Das war John Wilffingers Meinung. Auch in Lebensgefahr ist Gottes Wort eindeutig.

Bevor er sich den Japanern stellte, hinterließ er Grüße an seine Familie und seine Braut in den USA und besuchte noch einige Stammeskirchen im Urwald. Dann meldete er sich in einem japanischen Internierungslager. Einige Wochen später, am 28. Dezember 1942, wurde er erschossen.

In seine Bibel hatte er einige Gedanken hineingeschrieben: »Niemand sonst in der Welt kann mir Kraft und Stärke geben, niemand sonst kann meine Furcht und Schmerzen vertreiben. Er hält mich fest in seinen Armen. Wenn ich dem Tod Auge in Auge gegenüberstehe, dann wird Christus unsichtbar bei mir sein.«

Darunter schrieb er: »Das ist wirklich ganz real so!«



**TELOS**



Ob in Ostafrika, Asien, Südamerika oder  
bei uns: Gottes Gemeinde entsteht  
überall, wo Christen ihren Glauben leben  
und davon weitererzählen.

32 Kurzgeschichten aus aller Welt lassen  
die Arbeit der Missionare und Christen  
vor Ort hautnah miterleben.

**hänssler**

ISBN 3-7751-1893-4



9 783775 118934

